

OSTHOLSTEINER – OLDENBURGER!ES GEHT UM DIE FÄLSCHUNG DER GESCHICHTE DES OLDENBURGER WALLS UND DER BESIEDLUNG OSTHOLSTEINS!

Glaubt nicht dem, was die Oldenburger Ausgabe der „Lübecker Nachrichten“ über die „Slawen“ und den Oldenburger Wall schreibt, denn das „Volk der Slawen“ ist erst vor 200 Jahren erfunden und seitdem in die deutsche Geschichte eingefälscht worden! Die beweisbaren Tatsachen sind folgende:

1./Mit dem „Slawenschwindel“ hat der in Rußland am Zarenhofe lebende Deutschrusse und spätere Göttinger Professor für Politik August Ludwig Schlözer (1738 – 1809) begonnen, der das Wort Slawen als erster in die Literatur einführte und vom Zaren „wegen seiner Verdienste um Rußland und das Slawentum“ geadelt wurde, und der „berühmte“, noch heute von den Oststaaten als „Erwecker des Slawentums“ gefeierte Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) erfand das „Volk der Slawen“, obwohl der Domscholaster Adam von Bremen in seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte“ um 1075/76 eindeutig festgestellt hatte, daß Germanien nach Osten zu bis weit über die Weichsel reiche. Durch Herders Fälschung wurde eine völlig falsche Grenze gezogen, denn alle östlich der alten Reichsgrenze Elbe–Saale–Böhmerwald wohnenden Stämme und Völkerschaften der Ostgermanen sind dadurch automatisch zu fremdvölkischen und sogar fremdrassischen „Slawen“ gemacht worden, die es in der Geschichte überhaupt nicht gegeben hat. Das haben die deutschen Historiker ungeprüft anerkannt und in die Geschichtsbücher geschrieben!

2./Als erste Auswirkung dieser Fälschung zu Ungunsten des deutschen Volkes und seiner Geschichte wurde im Jahre 1848 in Prag der 1. Panslawistenkongreß abgehalten, der unter starker russischer Beteiligung die Forderung erhob, innerhalb von 100 Jahren die Deutschen bis zu einer Linie von der Ostsee bis Triest am Mittelländischen Meere zu vertreiben und auszumorden. Dieses Ziel wurde in zwei Stufen: 1918/19 nach dem ersten und 1945/46 nach dem zweiten Weltkrieg sogar vorzeitig durch die Festlegung der Oder-Neiße-Linie als polnische Westgrenze erreicht, wobei zu diesem Zwecke über 12 Millionen Deutsche aus ihrer Heimat vertrieben und davon mehr als 1,2 Millionen brutal ermordet worden sind.

Das Panslawistentreffen in Jugoslawien im Jahre 1984 hat zunächst als weiteres Ziel – wenn die Gelegenheit wieder einmal günstig sei – die Vergrößerung Polens bis zur Elbe und Saale, was Schleswig-Holstein einschließt, die der Tschechoslowakei bis über Nürnberg hinaus und die Jugoslawiens bis zur Donau gefordert. In beiden letzten Ländern werden schon jetzt die dann notwendigen neuen Ortsschilder hergestellt. In Polen hofft man auf deutsche Mithilfe offensichtlich in der Weise, wie es mit der falschen völkischen Zuweisung von Ausgrabungsfunden – so beim „Oldenburger Wall“ und in Berlin-Spandau – und der Falschübersetzung von „sclavi“ mit „Slawen“ geschieht.

3./Die geschichtsfalschen Behauptungen Herders wirkten sich erst rund ein Jahrhundert später aus. Da unternahm es der deutsche Historiker B. W. Wattenbach, die Chroniken systematisch zu fälschen. Nach seiner eigenen Erklärung im Vorwort der 2. Auflage der „Chronik Helmolds von Bosau“ (1888) tilgte er das ihm „unbequeme c in Slavania“ (= ostgermanisches Heidenland) und veranlaßte, daß das in den Quellen geschriebene „sclavi“ (= Heiden oder Nichtchristen) überall mit „Slawen“ übersetzt wurde. Auf diese Weise sind die in den überwiegend von Mönchen und Priestern verfaßten und geschriebenen Quellen aller Art mit „sclavi“ bezeichnete Nichtchristen Ostgermaniens in (Phantom-)Slawen verwandelt worden, die nur in der Phantasie existieren.

4./Wenn Wattenbach eindeutig der Urheber der planmäßigen Quellenfälschung gewesen ist, so dann der ebenfalls deutsche Historiker B. Schmeidler sein konsequenter Fortsetzer. Auch er bekannte im Vorwort zur lateinischen Sonderausgabe von „Helmolds Slawenchronik“, die unverfälscht „Helmoldi Presbyteri Bozoviensis Cronica Sclavorum“ = Des Bosauer Priesters Helmold Chronik der heidnischen bzw. christentumsfeindlichen Bevölkerung hieß, ausdrücklich, daß er überall „Sclavi“ im Sinne von „Slawen“ übersetzt habe.

5./Wer heute an der Beibehaltung dieser Fälschung durch Deutsche interessiert ist, beweist die Teilnahme von russischen Archäologen an den Ausgrabungen „Die Verwirklichung der Forderungen der Panslawisten, alles Land bis zur Elbe usw. – dazu gehört auch Schleswig-Holstein! – gehöre Polen, weil die dort siedelnden „Slawen“ von den Deutschen vertrieben worden seien, läßt schon heute ahnen, welches Schicksal weiteren Millionen Deutschen zgedacht ist.

Was sagen die Historiker als Wissenschaftler zu dieser üblen Fälschung?

—① Es gibt keine einzige Stelle in den Chroniken und Urkunden, die von „Slawen“ berichtet! Es ist stets von „sclavi“ die Rede, was überall, wie der Kieler Germanist Prof. Walter Steller einwandfrei feststellte, Nichtchristen oder Heiden bedeutet. Damit waren im Mittelalter kirchensprachlich in allen von Geistlichen verfaßten Chroniken usw. diejenigen gemeint, die sich z. T. sehr energisch gegen die zumeist militärische Zwangsbekehrung zum Christentum wehrten – und zwar

nicht nur in den Gebieten östlich der an der Ostsee beginnenden alten Reichsgrenze Limes Saxoniae—Elbe—Saale—Böhmerwald, sondern auch westlich davon. In dem Maße, wie die Zwangschristianisierung nach Osten zu fortschritt, verschwand die Kennzeichnung „sclavi“ aus den Urkunden. Es steht einwandfrei fest, daß es in der Geschichte nie „Slawen“ gegeben hat und es deshalb auch keine echten schriftlichen Zeugnisse über sie geben kann!

—② Weil es überhaupt keine „Slawen“ gab, können von ihnen auch weder Siedlungen geschaffen, Orts- und Flurnamen gegeben noch für die Bevölkerung und das Heer in Gefahrenzeiten Schutz bietende „Wallburgen“ angelegt worden sein. Die in offener Landschaft ersten „Wallburgen“ befahl der erste deutsche König, Heinrich I. (919–936), da zu errichten, wo er nach Ablauf des ausgehandelten neunjährigen Friedens den Einbruch der Ungarn (=Awaren) in Thüringen und Sachsen westlich von Saale und Elbe ins Reich vermutete. Aber auch östlich von diesen Flüssen ließ er derartige „Burgen“ gegen die heidnischen Ostgermanen anlegen.

—③ Über den Bau und Zweck dieser „Heinrichburgen“, zu denen auch die „Wallburgen“ gegen die heidnischen Ostgermanen in Ostholstein bei Lübeck, Bosau und Oldenburg gehörten, berichtet als einziger Chronist Widukind von Korvei im ersten seiner drei Bände „Sächsische Geschichten“. Dort heißt es in Kapitel 35:

... Et primumquidem ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit, ut ceteris confamiliaribus suis octo habitacula extrueret, frugum omnium tertiam partem exciperet servaretque. Caeteri vero octo seminarent et meterent frugisque colligerent nono et suis eas locis reconderent. Concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus voluit celebrari; in quibus extruendis die noctuque operam dabant, quantinus in pace discerent, quid contra hostes in necessitate facere debuissent. Villa aut nulla extra urbes fuere moenia.

Lat. Text aus: Widukind von Korvei, „Sächsische Geschichten“, Buch I, Kap. 35. —
Übersetzt von Paul Hirsch in „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“, Bd. 33 (Lpz. 1931), S. 50.

Zuerst also wählte er unter den landsässigen wehrpflichtigen Freien jeden neunten Mann aus und ließ ihn in Burgen wohnen, damit er hier für seine acht Genossen Wohnungen errichtete und von aller Frucht den dritten Teil empfangen und verwahre; die übrigen acht aber sollten säen und ernten und die Frucht sammeln für den neunten und dieselbe an ihrem Platz aufbewahren. Auch gebot er, daß die Tagungen und alle übrigen Versammlungen und Festgelage in den Burgen abgehalten würden, an deren Bau man Tag und Nacht arbeitete, damit sie im Frieden lernten, was sie im Falle der Not gegen die Feinde zu tun hätten. Außerhalb der Burgen gab es nur wertlose oder gar keine festen Gebäude.

—④ Weil es nur (ost-)germanische Stämme gab, kann die Wallburg „Starigard“ auch kein Sitz eines „Slawenfürsten“ gewesen sein! Wir haben vielmehr an die geschichtlich belegten gleichgelagerten mitteldeutschen Verhältnisse zu denken, wo sächsische (christliche) Lehensritter diese militärisch wertlos gewordenen „Burgen“, in denen es nur Wohn- und Vorratsgebäude, aber keine Bauerngehöfte gab, als Wohnsitz wählten und deshalb ihre leibeigenen Hofknechte und deren Familien, die die landwirtschaftlichen Arbeiten erledigten, vor dem Wall, der „alten Burg“, ansiedelten. Als die Lehensritter die „Burg“ als Wohnsitz aufgaben und sie verfiel, blieben ihre ehemals dazugehörenden Wirtschaftsdörfer bestehen. Eins davon heißt heute „Oldenburg“.

—⑤ Daß keine „Heiden“, sondern Deutsche, d.h. christliche Sachsen, im Innern des Burgwalls lebten, beweisen die aufgefundene Glocke und die Reste von (Reliquien-)Schreinen, die somit ebenfalls nicht slawisch sein können.

Ostholsteiner und besonders Oldenburger!

Wehrt Euch gegen die Geschichtsfälschung, die mit dem „Oldenburger Wall“ zum Schaden des deutschen Volks und seiner Geschichte betrieben wird!

Das heißt keinesfalls, die weiteren Grabungen zu verhindern. Im Gegenteil! Wir alle müssen sogar dankbar sein, daß dieses bedeutsame Bauwerk aus dem Mittelalter freigelegt und rekonstruiert wird. Aber Ihr habt das Recht auf die geschichtliche Wahrheit! Verlangt Aufklärung und Rechenschaft von den Verantwortlichen für die Ausgrabungen!

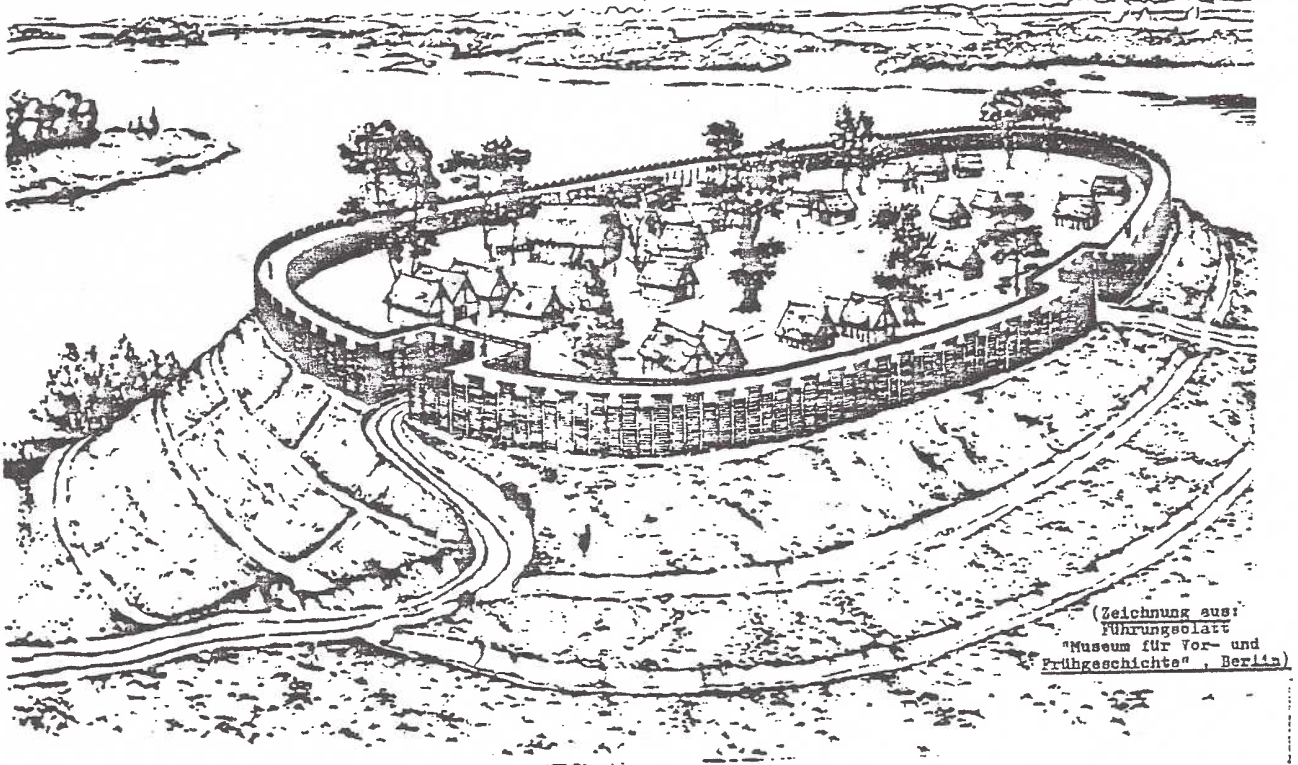
1. Fordert von ihnen die Vorlage ungefälschter Geschichtszeugnisse für die Existenz von fremdvölkischen „Slawen“.

2. Fragt sie, warum sie a) den (inzwischen verstorbenen) Kieler Germanist Prof. Walther Steller wegen seiner einwandfreien Feststellung, daß „sclavi“ nicht „Slawen“, sondern heidnische, nichtchristliche Germanen bedeutet, in Verein mit Slawisten und anderen Archäologen erbittert bekämpft, verleumdet und diffamiert haben; ob sie b) etwas über die Erfindung der „Phantomslawen“ wissen; c) in wessen Auftrag sie den „Slawenschwindel“ betreiben, da sie damit doch die darauf gestützten panslawistischen Forderungen der Polen, daß alles Land bis zur Elbe und Saale – somit auch Schleswig-Holstein! – ihnen gehöre, als richtig anerkennen und unterstützen.; d) aus welchem Grunde russische Archäologen an den Ausgrabungen teilgenommen haben und welche gemeinsame Feststellungen getroffen worden sind; und schließlich e): Warum seit Jahren die vielen Protestschreiben von geschichtskundigen Deutschen nicht beantwortet worden sind.

WEHRT EUCH GEGEN DIE FÄLSCHUNG EURER GESCHICHTE!

- Dr. Dr. Erich Bromme, Berlin (März 1986) -

Zum Oldenburger Wall — einer typischen Heinrichsburg! ←



(Zeichnung aus:
Führungsblatt
"Museum für Vor- und
Frühgeschichte", Berlin)

So haben wir uns die von Widukind von Corvei: „Sächsische Geschichten“ Bd. I, beschriebenen „B u r g e n“ vorzustellen, die König Heinrich I. um 930 zur Ungarnabwehr unmittelbar westlich der alten Reichsgrenze Saale-Elbe-Limes Saxoniae von der Unstrut bis nach Schleswig-Holstein bauen ließ. Hauptkennzeichen: aufgeschütteter Erdwall mit Palisadenbefestigung, Unterkunftsgebäude, und Speicher, Keine Bauerngehöfte.

Dem Schutz gegen heidnische (oder "rückfällige", die christkirchlichen Ketten sprengen wollenden), (noch) freie Germanenstämme diente u.a. auch der sog. Oldenburger Wall (wie etwa obige Rekonstruktionszeichnung) — einst germanisch Starahgart — Starigard — bei Lübeck, Oldenburg ("Alte Burg") in Holstein, und natürlich k e i n e "slawische" Burganlage", sondern typische Heinrichsburg!



„Burg-Anlage Alt-Spandau“ auf einer Havelinsel nach dem Vorbild der „Heinrichburgen“. Keine „slawische“, sondern deutsche (christliche) Schutzanlage gegen die „Sclavi“ = nichtchristlichen Ostgermanen. Die Inselufer ersetzen den äußeren Erdwall.

Zeichnung auf dem Führungsblatt des Helms-Museums in Hamburg für die Ausstellung „Slaven und Deutsche — Ausgrabung im Burgwall von Alt-Spandau“; 1985.

vom 28. Dezember 1985:

Leserbrief

(außer Verantwortung der Redaktion)

Berichte über Wallgrabung interessiert verfolgt

Oldenburg. Über die Ausgrabungen am Oldenburger Wall haben die „Lübecker Nachrichten“ vielfach berichtet. Zu diesen Berichten ging uns von einem Leser folgender Brief zu:

Seit geraumer Zeit verfolge ich aus sachkompetenter Kenntnis und mit großem Interesse die Ausgrabungskampagnen am Oldenburger Wall in Holstein. Jedoch begegne ich diesen Aktionen zunehmend kritischer.

Es kann sich bei diesen Ausgrabungen doch wohl kaum nur um lokalpatriotische oder heimatverbundene Begeisterung handeln, wenn solche Forschungsvorhaben sogar über Jahre finanziell üppig ausgestattet werden. Offen gestanden, ich kann ob solcher Geldströme auf Grund meiner wissenschaftlichen Tätigkeit nur neidvoll und beghlich blicken.

Mich beschleicht als Bürger dieses Staates Mißtrauen, lese ich in Ihren Spalten, daß sowjetische Wissenschaftler zu den Kampagnen hinzugezogen worden seien oder wenn Formulierungen wie „westlichster“ Vorposten des Slawentums u. ä. verwendet werden.

Hier kann es aus den für Sie und mich verständlichen redaktionellen Gründen der beschränkten Zeilenzahl Ihrer Zeitung nicht Aufgabe sein, den quellenmäßig belegten mittelalterlichen Begriff „Slaveni“, den neuzeitlichen Terminus „Slawen“, die Problemkomplexe der Ethnogenese und der Akkulturation oder der Kulturdiffusion zu analysieren.

Jedenfalls soll nach der landläufigen Ansicht innerhalb von etwa knapp zweihundert Jahren ein gewaltiges Gebiet von der einzigen Ethnie „Slawen“ besetzt worden sein, wobei zu bedenken bleibt, daß diese Region weitgehend unwegsam war und die Menschen damals nicht die „motorisierten“ Annehmlichkeiten des 20. Jahrhunderts hatten. Um welche räumliche Abmessungen es sich dabei handelt, möge nur gestreift werden: Diese der Antike noch völlig unbekannt Ethnie hätte sich demnach während jener Zeitspanne zwischen Holstein, Bug,

Dnjepr, Schwarzem Meer, Adria, Donau, Saale und Elbe seßhaft gemacht und eine gemeinsame Sprache besessen und eine gemeinsame Kultur entwickelt.

Selbst einem Laien würde ich den erstaunten Ausruf gestatten: Hier scheint doch etwas nicht zu stimmen! Es fragt sich nun, was. Nur das dürfte den involvierten Herren – was ich diesen auf Grund ihres wissenschaftlichen Bildungsgrades zubillige – nicht entgangen sein.

Darum auch flugs die „belehrende“ Antwort auf skeptische Fragen: Es müsse den Kritikern, ob Laien oder kritischen akademischen Fachkollegen, „endlich ein klares Wort gesagt werden“ (LN vom 13. November 1985). Doch verzeihen Sie mir bitte meine etwas vorlaute pennälerhafte Bemerkung; jene Formulierung schmeckt mir leider zu sehr nach dem Zeigefinger der Oberlehrer und deren Züchtigungsruete.

Aber wie wäre es, statt der unablässigen stratigraphischen Vermessungen einmal historische Quellen zu Rate zu ziehen, um etwas über die „Sclaveni“ zu erfahren, vielleicht Widukind von Corvey in der lateinischen Fassung zu lesen und somit nicht entsprechend der Herderschen Manier von einer sagenhaften und rätselvollen, den gesamten Kontinent umspannenden Ethnie „Slawen“ zu schwärmen?

Es soll, in diesem Punkt dürfen Sie meinem wissenschaftlichen und kompetenten Sachverstand vertrauen, auch einmal den Typus der sog. „Heinrichs-Burgen“ gegeben haben, und diesen nicht nur am „Limes Saxoniae“.

Denn ich möchte nicht, daß die Besucherströme dereinst zum „Oldenburger Wall“ gelenkt werden, damit sie dort über die Tor- und Tollheiten des 20. Jahrhunderts, fußend auf die romantische nationalstaatliche Genesevorstellung des 19. Jahrhunderts, lachen dürfen. Oder wird noch fernab von hier inzwischen gar glagolitisch gelacht?

Dr. Jürgen Fromme, Duisburg,
Von-der-Mark-Straße 31

und: vom 28. November 1985:

Lübecker Nachrichten – ON-22
Donnerstag, 28. November 1985



Leserbrief

(außer Verantwortung der Redaktion)

Mangel an Mut

Zu dem Bericht „Das Relief des Oldenburger Walls soll 1986 fertig sein“ schreibt ein LN-Leser:

Der letzte Absatz des Artikels trägt nicht zur besseren Glaubhaftmachung des offiziellen Geschichtsbildes bei. Es wäre für den Leser gewiß interessant gewesen, wenn er erfahren hätte, wer sich im einzelnen hinter den von Herrn Colschen zitierten Worten, die nichts zu einer sachlichen Auseinandersetzung beigetragen haben, verborgen hält. Jetzt wird jedoch bei dem Leser der Eindruck vermittelt, es mangle den Vertretern der slawophilen Lehrmeinung zunehmend an Mut, sich vor einem immer kritischer werdenden Publikum zu ihrer eigenen Meinung persönlich zu bekennen.

Nicht jeder, der sich für einen Wissenschaftler hält, ist auch einer. Und nicht jeder, der als geschichtskundig gilt, ist es auch wirklich. Die Historie ist dermaßen von Irrtümern und auch Fälschungen belastet, die sehr schwer rückgängig zu machen sind. Das liegt nicht zuletzt in einer menschlichen Schwäche begründet: Welcher Wissenschaftler gibt schon gerne zu, daß sein ganzes Denkgebäude, sozusagen die Grundlage seines Wirkens, mit Fehlern behaftet oder gar falsch war? Auch ist es viel bequemer, mit dem Strom zu schwimmen. Das Vorstoßen zur Quelle kostet nämlich Kraft und Ausdauer. Menschliche Größe ist nun einmal sehr rar gesät.

Das im gleichen Artikel für später in Aussicht gestellte „offene Wort“ der Wissenschaftler zu ‚ge wissen Kreisen‘, die die Oldenburger Slawenzeit als eine Geschichtsfälschung bezeichnen“, ist nur dann einer Anerkennung wert, wenn man auch gleichzeitig bereit ist, die gegenteilige Ansicht dem Ohr der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diese selbstverständliche Toleranz wurde jedoch bisher vermißt.

Horst Porath,
Schäperwisch 7,
2406 Horsdorf

Übersetzung des lateinischen Textes von Seite 214 "Baiern und Slawen in OÖ" (1978, Trauner-Verlag, Linz/Donau)

"Ich übergebe aber auch die Dekanie (Grundherrschaft) über die Sclavis, die unter jenen Sachwaltern sind, die Taliup und Sparuna heißen, und beim Fluß Dietach die dreißig Sclavos, die innerhalb dieser Begrenzung leben, die jener Physso genannte Zupan beschworen hat und die er im Umkreis zusammengeführt hat, unter namentlicher Erwähnung des P. Abtes, des Presbyters Arn, des Hleodro und des Richters Chunipreht; obendrein auch jenes Land bei Dietach und Sierning, das jene Sclavi ohne meine Zustimmung gerodet haben; in gleicher Weise an dem Platz der Eporestal heißt, jenes Land, daß Saluhho und Wenilo und Kerpreth auf mein Geheiß umschritten haben."

"Unter den ehrwürdigen Männern, die an jenem Ort, der Puchenau heißt, und auf jener Pöstlingberg genannten Flur zusammenkamen, waren der Bischof Hitto und Graf Wilhelm und außerdem andere Edle in größtmöglicher Zahl, um die Abgrenzung zwischen dem Gotteshaus Puchenau und jenen Sclauaniis, die in der Nähe wohnen, zu bestimmen und festzusetzen, damit daraus sich kein Streit erhebe. So fragte nun Graf Wilhelm, wie ihm von Kerold aufgetragen, die ältesten Leute sowohl der Baiern als auch der Sclauaniis, wo sie die Grenze für richtig hielten, und auf diese Weise wurde von beiden Parteien Übereinstimmung erzielt, daß jene Mark zum Gotteshaus gehöre, die vom Bach, der Deozipach genannt wird, dort wo er in die Donau mündet, und von hier im Bogen herumgeht zu den alten Felsen und zum Pöstlingberg und von hier ostwärts bis zur Linzer Grenze und in die Mitte von drei grünen Buchen, die Zeichen an sich tragen, bis zu anderen Grenzrichtungen. Diese Übereinstimmung und Regelung fand statt unter eben jenen ehrw. Bischof Hitto und Techilino und seinen Söhnen und Graf Wilhelm und in Anwesenheit folgender Männer: Altmar, Otperht..... Folgende Sclauanii waren anwesend: Egilolf. Uualdrat. Liupisco. Zanto. Traninh. Tal. Zemilo. Liupnic. Trepigo. Liupin. Uuelan. Uuittan. Uuuento. Tagazino. Tesco. Ocatino. Zebon. Zenasit. Zinacho. Dabramus. Medilim."

"... das sind die drei Königshuben beim Bach Scalaha in der Grafschaft Arbos, die früher die zwei Sclavi namens Wartman und Saxo innehatten, mit allen rechtens dazugehörigen kultivierten und unkultivierten Ländereien, Feldern, Wiesen, Fluren, Weiden, Wäldern, Wassern und Wasserläufen, Weingärten, Wegen und weglosem Gebiet, Ausgängen und Eingängen, beweglichen und unbeweglichen Gütern."

8. und 9. Jh.

* wei heidnische Germanen für stehen!

von Georg Dattnerböck HAFK (-00-)

- Sclavos (von SKLABOS = SKLABENOS) (auch von Sclavi ggf.)
- Sclavi (Sclaveni)
- Sclauanii (= Sclavani, von Sclaveni)

Wichtig!

Alle heidnische oder spätchristianisierte bzw. wieder "rückfällig" (ins Heidentum) gerordene Germanen und Kelten, ggf. auch Illyrer, auch Mischstämme aus den Blutverwandten

Wenden-Taler von 1541

Von der Nord LB nachgeprägt / Jetzt mit doppelter Sicherheit



Walsroder Zeitung "Eigener Bericht" v. 2.4.1976 r Hannover/Braunschweig
Kurzauszug

Die Umschrift auf der Vorderseite (Bild links) heißt **MONET KIVITAT WANDAL**, auf deutsch: Münze der Wendischen Städte. (Textfälschung!) **D.S.**

In der lateinischen (spr.: in spätmittelalterlichem "Scholaren-Latein", bereits lange nicht mehr "Mönchs-..." und schon gar nicht klassischem Latein, abgefaßten) Originalausgabe des gleichen Werkes "vergaß man" wohl der verfänglichen Seiten Extrahierung (evtl. glaubte man, man käme nicht drauf?). Im folgenden werden die dem deutschen Werk fehlenden, d.h. entnommenen Angaben - auszugsweise von einer Seite - der analogen, textlich selbstverständlich nicht haargenau deckungsgleichen scholarenlateinischen Edition (von 1575) vorgelegt. Übersetzung im Anschluß.

A u s z u g aus **INDEX** ("Register") zum Werk (gem. Titelseite):

"A. KRANTZII... **W A N D A L I A**. De Wandalorum vera origine, variis gentibus, crebris è patria migrationibus (= Umherzügen, Marschbewegungen, "Wanderungen"), regnis item, quorum vel autores vel eu(versores fuerunt. - FRANCOFURTI... M. D. LXXV.":

- | | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1 <i>Rugiani Lubicam obsidentes ab Henrico Wandaloprofligantur</i> 68.5</p> <p>2 <i>Rugiani Wandalorum postremi in Christum credunt</i> 75.9</p> <p>3 <i>Saxo Wandalicum bellum amittere cogitur</i> 113-7</p> <p>4 <i>Saxones Wandalicum nomen absorbent</i> 154.11</p> <p>5 <i>Saxonia principes ad Wandalos Christo subigendos armantur</i> 30.13</p> <p>6 <i>Sclavi appellantur, qui ante Wandali, à Saxone</i> 7.40</p> <p>7 <i>Sclavi Italiam à Sarracenis tuentur</i> 29.27</p> <p>8 <i>Sclavi sunt Wandali</i> 26.45</p> <p>9 <i>Sclavoni hodie, Wandali antiquitus fuerunt</i> 3.30</p> <p>10 <i>Sclavorum nomini etymon Hebræum tribuitur</i> 6.34</p> <p>11 <i>Sclavorum nomine mancipia unde soleant significari</i> 7.48</p> | <p>1) Die Rugianer (germanischen Rugier), die Lübeck besetzt halten, werden von dem Wandalen Heinrich überwältigt.</p> <p>2) Die Rugianer glauben als letzte der Wandalen an Christus.</p> <p>3) Saxo wird gezwungen, den Krieg gegen die Wandalen aufzugeben.</p> <p>4) Die Sachsen absorbieren - nehmen an - den Namen Wandalen.</p> <p>5) Die sächsischen Herrscher (führenden Männer) rüsten sich (militärisch!), die Wandalen dem Christentum - Christus - zu unterwerfen.</p> <p>6) S c l a v i werden von Saxo d i e genannt, die vorher Wandalen hießen.</p> <p>7) Sclavi beschützen Italien vor den Sarazenen.</p> <p>8) Die Wandalen sind S c l a v i .</p> <p>9) S c l a v o n i sind heute die, welche vorher Wandalen hießen.</p> <p>10) Dem Namen (Wort, Begriff) S c l a v i wird hebräische Herkunft zugewiesen. (Anm. D. S. '83: Diesem wichtigen Hinweis wird nachgegangen!)</p> <p>11) Warum man mit Name Sclavi (=Sclaven(i)) Eigentumserwerb/-rechte - an ihnen - verbindet.</p> |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Aus den Quellen

Mit großem Erstaunen mußte ich in der „Deutschen Tagespost“ vom 4. Oktober die Erwiderung von Johannes Schölzel lesen, mit dem er nochmals den untauglichen Versuch unternimmt, „Slawen“ das Licht der Welt erblicken zu lassen. Darauf möchte ich antworten:

Ursache für das, was wir als „Völkerwanderung“ mißverstehen, war der eklatante Nahrungsmangel in Mittel- und Osteuropa (die Dreifelderwirtschaft war ja noch unbekannt); allein er führte zur Auswanderung eines geringen Bevölkerungsanteils. Daß ausgerechnet in diese Gebiete, die allenursprünglich ansässigen Bevölkerungsteilen keine ausreichende Ernährungsbasis mehr bot, fremde Völkstämme — nämlich die „Slawen“ — eingewandert sein sollen, ist durch keine Geschichtsquelle belegt.

„Wentilsēo“ ist im Hildebrandslied belegt, die südspanische Landschaft (W)Andalusien zeugt ebenfalls noch von der Zeit der Wandalen.

Daß der Wendische Münzverein im Laufe seiner fast zweihundertjährigen Geschichte von 1373–1569 für die Hansestädte Münzen prägen ließ, ist wohl nicht zu leugnen. So trägt der Wendentaler der Stadt Lüneburg von 1541 tatsächlich auf der Vorderseite die Umschrift „MONET KIVITAT WANDAL“ (Münze der Wendischen Städte).

Der Eintritt der Hunnen, Sarmaten, Awaren, Ungarn und meinetwegen auch Eskimos in die Geschichte ist mit feststehenden Namen, Ereignissen und Daten belegt. Es ist doch mehr als auffällig, daß solches von den „Slawen“ nicht gesagt werden kann.

Der Begriff „sclavi“ entwickelte sich aus „sclaveni“, dieser wiederum aus „Sklabenoi“ und nicht umgekehrt; er geht auf eine arabisch-hebräische Sprachwurzel zurück. Damit wurden ausschließlich (noch) nicht christianisierte oder wieder rückfällig gewordene Heiden bezeichnet.

Bei dem angeblich ersten polnischen Piastenherzog Miesko handelt es sich in Wahrheit um den Normannen Dago, der in der polnischen Geschichtssage zu einem Nachfahren eines einheimischen Bauern Piast umgedeutet wurde. Er durfte daher weder seinen Namen Dago noch seinen Beinamen Mesiko/Mesko behalten. Diesen glagolitisierte man zu Mieszco bzw. Mieczyslaw, ebenso geschah es mit Karl — Karlov — Król.

Einhard aus dem Maingau spricht stets von „sclavi“ und (seltener auch) von „sclaveni“. „Natio Sclavorum est in Germania“ — „Das Volk der Sklavenen in Germanien“.

Sicher bestätigt Helmold von Bosau, daß die Völker der sclavi zahlreich sind, „sie wohnen am Ufer der Ostsee, die auch Barbarenmeer oder Skythensee heißt. Dieses Meer umwohnen viele Völker; ... den südlichen (Strand) bebauen die Völker der sclavi, das erste von Osten sind die Russen, es folgen die Polen, welche im Norden von den Preußen, im Süden von den Böhmen, den sogenannten Mähren oder Kärntnern und den Soraben umgeben sind. Fügt man noch Ungarn dem

Land der sclavi zu, wie manche wollen, weil es weder nach Sitte noch Sprache abweicht, dann vergrößert sich die Ausbreitung der sclavenischen Sprache soweit, daß es fast unvorstellbar ist.“ — „Wo nun Polen endet, gelangt man zu dem sehr ausgedehnten Landen der einst Wandalen, jetzt aber Wenden oder Winuler genannten sclavi.“

Auch in den Briefen des Bonifatius/Willibalds Leben des Bonifatius (Bonifatii Epistulae/Willibaldi Vita Bonifatii) heißt es: „Etenim de sclavis christianorum terram inhabitantibus“ — „Auch wegen der Sclavi, die auf dem Boden von Christen wohnen“. Daß Bonifatius („Apostel der Deutschen“) „Slawen“ missioniert hat, dürfte alle Leser überraschen.

Albert Crantzius (recte Albert Krantz), dessen Hauptwerk „Wandaliae Crantzii oder Wendischer Geschichte Beschreibung“ erstmals 1519 erschien, bestätigt darin, was wir inzwischen schon lange wissen: „Rugiani Wandolorum postremi in Christum credunt“ — „Die Rugianer glauben als letzte der Wandalen an Christus“. — „Sclavi (u ≙ v) appellantur, qui ante Wandali, a Saxone“ — „Sclavi werden von Saxo die genannt, die vorher Wandalen hießen“. — „Sclavi sunt Wandali“ — „Die Wandalen sind Sclavi“.

Sebastian Münster äußert sich in seinem Werk „Cosmographia: das ist Beschreibung der ganzen Welt“ (Basel 1628): „Meine Beschreibung des Landes Mecklenburg besagt, es ist vorzeiten das ganze Seeland, das sich von Holstein bis

nach Livland zieht, ein Wandalen- oder Slaven-Land gewesen, wiewohl es zu Mecklenburg, Brandenburg, Rügen, Pommern, Preußen und Livland andere und andere Herrscher gehab hat, die doch des Unglaubens halber zusammenhielten und nach allem Vermögen keinen Christen bei sich duldeten, viel weniger den christlichen Glauben annahmen.“ — „Ebenso wurden die Völker, die weiter gegen Orient wohnten, über welche Hertzog Bolislau zu Polandt herrschet, der sich zu Zeiten Kaiser Ottos III. dem Römischen Reich unterstellte und den Kaiser als seinen Herrn anerkannte, bis zur Oder unter das Joch Christi gezwungen und fing also an das Evangelium bei den Wandalen, so in Polandt wohnten.“

Alle Original-Quellen, die ich nur in kürzester Weise und zu einem großen Teil überhaupt noch nicht habe zitieren können, geben nirgendwo einen Hinweis auf die Existenz „slawischer“ Völkerschaften. Sie unterscheiden lediglich (und das ist im Mittelalter ja als Hauptproblem) zwischen Christen und Nicht-Christen, Noch-nicht-Christen, Abtrünnigen, Götzendienern, Heiden — eben mit einem Wort: sclavi. Und zu diesen rechneten eben auch die Wandalen, denen unter dieser Bezeichnung noch niemand „slawische“ Herkunft zugeschrieben hat! Bis ins ausgehende 18. Jahrhundert war dieser Sachverhalt allen Geschichtsschreibern und Historikern bekannt, erst dann setzten die Fälschungen ein.

Bernd Balzer, 5440 Mayen

HAFK

Wichtiger Hinweis zu einem Skandal:

Aus der Leserzuschrift des Bernd Balzer wurden von einem "DT"-Redakteur 51 (!) Schreibmaschinenzeilen (DIN-A-4-Briefformat), mitten aus dem ganzen Zusammenhang, gestrichen. Und gerade bei diesen handelte es sich um die fundiert-wichtigsten, die erst der Überschrift "Aus den Quellen" gerecht werden. Einundfünfzig Schreibmaschinenzeilen, d.i. hier mehr als ein Drittel der gesamten, tiefschürfenden, wissenschaftlichen und bereits gestrafften Arbeit des Einsenders B. Balzer! Hätte man ihm das Briefmanuskript mit entspr. Begründung zurückgegeben, wäre der Fall i. O., so aber ist er ein Skandal.

Natürlich ist jede Ztg.-Redaktion berechtigt, — aus Raummangel z.B. — Kürzungen bei nicht sehr gravierenden Stellen vorzunehmen.

Hier aber handelt es sich um eine Art Manipulierung — totale Entstellung von Vortrag und Sinn. — Ein derart tiefgreifendes Verfahren ist lt. Pressegesetz u n zulässig.

(W. D.)

Keinerlei Hinweise auf die Existenz slawischer Völkerschaften

Zu „Gedanken zum 4. März 1919:

Es ist sehr viel über Germanen und „Phantomslawen“ in Leserbriefen geschrieben worden und trotzdem ist das nicht alles, was es noch zu sagen gäbe. Immer geht es doch darum zu beweisen, daß es „Slawen“ nie und nirgends gegeben hat.

Hier könnte man unseren „slawophilen“ Historikern einfach die Frage stellen, ob sie jemals in den Geschichtsaufzeichnungen „slawische“ Münzen oder gar „slawisches“ Kriegsgesetz (Schwerter, Schilder, Feldzeichen usw. usf.) gefunden haben. Alle Geschichts-Originalquellen geben nirgendwo einen Hinweis auf die Existenz „slawischer“ Völkerschaften. Aber in deutschen Landen trifft man auf die hervorgezauberten „Slawen“. Wie kam es dazu?

Hier sollte man das Wirken der „Slawen“-Erfinder Schlözer und Herder näher beleuchten. August Ludwig Schlözer (1738 – 1809) wurde für seine „Slawen“-Entdeckung vom russischen Zaren sogar geadelt. Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) wird heute noch von den Oststaaten als „Erwecker des Slawentums“ gefeiert. Ein „Volk der Slawen“ wurde vor ca. 200 Jahren mittels folgenden Sprachtricks erfunden.

Das in den Chroniken (u.a. Chronik des Helmold von Bosau) beschriebene Sclavania (germanisches Heidenland) wurde aufgrund von geschichtsfälschenden Behauptungen Herders von dem deutschen Historiker B.W. Wattenbach umfunktioniert, in dem er das „unbequeme -c-“ in slavania tilgte und veranlaßte, daß das in den Quellen beschriebene slavi (Heiden oder Nichtchristen) überall mit „Slawen“ übersetzt wurde. Auf diese Weise sind die in den überwiegend von Mönchen und Priestern verfaßten und geschriebenen Berichten aller Art mit slavi bezeichneten Nichtchristen Ostgermanien in Phantom-„Slawen“ verwandelt worden, die nur in der Phantasie existieren.

Alle zeitgenössischen Chronisten haben zu keinem Zeitpunkt etwa von „fremdartigen Völkerschaften“ (also „Slawen“) berichtet. So verstanden auch die vatikanischen Akten unter „Sklaven des Teufels“, „Götzendienen“ immer nur die Heiden, also (noch) nicht christianisierte Germanen.

Herder beschreibt schwärmerisch in seinen „Ideen“ die „lange schlafend gewesenen Slawen...“ Es war also höchste Zeit, der „Slawen“-Theorie auch ein Volk, mindestens um 1000 Jahre zurückdatiert, zu erfinden. Der Brockhaus hat eine „Urheimat“ der „Slawen“ nördlich der Karpaten, zwischen Weichsel und Dnjepr „gefunden“.

Die Fälscher hatten es sich leicht gemacht und alle die Völker zu „Slawen“ erklärt, die „slawisch“ sprachen. Wahrlich eine Zumutung für den aufmerksamen Beobachter der Forschungsergebnisse von Fachgelehrten.

Diese „slawisch“ sprechenden „Slawen“ müssen 300 Jahre lang sprachlos gewesen sein, weil das „Slawische“ erst aus der von den Brüdern Metodius und Zyrill um 850 erfundenen Kunstsprache „Glagolica“ entstanden ist. In ihr hat Ostrom (Byzanz) als Gegengewicht zu Rom die auf dem Balkan und in Osteuropa wohnenden Völker missioniert, und das waren keine „Einwanderer“ aus den Pripjetsümpfen, sondern nach der Völkerwanderung zurückgebliebene starke germanische Stämme, die ihre unterschiedlichen Dialekte sprachen.

Der international anerkannte Historiker Professor W. Steller schreibt darüber in „Grundlagen“, Bd.I,S.85:

„Erst die hier im 10. und 12. Jahrhundert gewonnene Form des Altkirchenslawischen und des Kirchenslawischen setzte sich im ost- und südosteuropäischen Raum in der Schrift und in der Sprache durch. Wo sie eindringen konnte, lösten sie die heimischen Sprachsubstrate ab und bildete sie zu jenen Formen um, die eine neuere, im 19. Jh. getroffene Spracheinteilung als 'slawische' bezeichnete.“

Jeder aufmerksame Leser dieser Zeilen wird feststellen können, daß es kein Volk der „Slawen“ gegeben haben kann, das überall schon dort gelebt haben soll, wo es 300 Jahre später seine Sprache empfangen hätte.

Natürlich wissen wir heute, daß das Mittel der Geschichtsfälschung zu allen Zeiten für die Verschleierung oder Begründung machtpolitischer Absichten in Anspruch genommen wurde. Aber, was viel schlimmer ist, ist die Tatsache, daß deutsche Wissenschaftler, Geschichtsschreiber, Literaten und Verleger unbekümmert, gedankenlos oder aus opportunistischen Gründen die historisch widersinnige Wortfindung „Slawen“ übernahm-

men und sie schließlich zum verbindlichen Faktum erhoben. In allen Schulen wurde der Jugend mit Methode die „Slawen“-Theorie eingehämmert.

Alle Heimatvertriebenen haben unter dem Verlust ihrer Heimat besonders schwer gelitten. Wir sollten daher unseren binnendeutschen Mitbürgern klarzumachen versuchen, daß ein verlorenes Ostdeutschland auch ihr Verlust ist, es ist deutscher Kultur- und Lebensraum seit Jahrhunderten gewesen. Es ist nicht wichtig zur Erhaltung des Friedens, daß zum Beispiel die Polen in „gesicherten Grenzen“ wohnen, sondern daß zwischen Deutschen und Polen (oder Tschechen) gerechte Grenzen bestehen. Denn wenn Deutschland wieder einmal aus großpolitischen Gründen (3. Weltkrieg) schwach ist, erklären die Polen die Elbe/Saale-Linie als „ihre sichere Grenze“.

Es hat in den Geschichtswerken bis zum 18. Jahrhundert keinen völkischen Gegensatz gegeben, sondern nur einen religiösen. Die sich bekriegenden Gegner tragen alle germanische Namen und ihr Wohnraum heißt Germanien.

„Slawen“ und Deutsche sind in Wahrheit Brüder aus einer gemeinsamen Wurzel und nur durch die seit Schlözer betriebene Geschichtsfälschung getrennt.

Dieser „Slawen“-Theorie und Kolonisationshypothese sollte jeder Patriot unseres Volkes mit Nachdruck entgegenreten.

Walter Brandner,
Adechs

HAFK

... und
auch für 1987 gilt:
weiter auf dem Pressemarsch gegen den Panoslawismus und seine Helfershelfer jedweder Couleur!

Über die german.-deutschen Städte Breslau und Preßburg.Leserbrief**Ergänzung zu dem Artikel
„Wie Breslau wurde“**

Der im „Der Schlesier“ vom 26. 9. 1986 erschienene Artikel „Wie Breslau wurde“ könnte m. E. noch dahin ergänzt werden, daß Thietmar von Merseburg im Kapitel 64 des 7. Buches seiner Chronik den Namen Breslau als „Wortizlava civitate“ erwähnt hat. Der Ort Wortizlava ist eine deutsche Gründung. Dem Ortsnamen Wortizlava liegt der althochdeutsche Personennamen Wartislav zugrunde, der zusammengesetzt ist aus Wartis, dem Genitiv Singular vom althochdeutschen Personennamen Wart, und dem althochdeutschen Namenwort -lav in der Bedeutung von Sohn, Erbe, Sprößling. Wartis + -lav ergeben den zweigliedrigen Personennamen Wartislav (Sohn des Wart), der im Dativ Singular mit der Dativendung -a zum Ortsnamen Wartislava wird. Wechselt a mit o und s mit z, so erhalten wir den im Jahre 1017 geschriebenen Ortsnamen Wortizlava. Durch Umstellung des r, durch Ausfall des unbetonten i und durch Wegfall des flexivischen a sowie durch Wechsel von tz mit z wird aus dem Ortsnamen

Wortizlava der im Jahre 1018 geschriebene Ortsname Wroclav, der keineswegs ein polnischer Ortsname ist. Der Wandel des Namensbildes von Wortizlava über Wroclav (auch Wroclaw) zu Breslau läßt sich anhand der Entwicklung der deutschen Schriftsprache von der althochdeutschen in die neuhochdeutsche Zeit nachvollziehen. Durch weiteren Konsonanten- und Vokalwechsel – W wechselte mit B, P, z mit s, o mit e und -av mit -au – wurde im Laufe von Jahren und Jahrzehnten aus Wroclav (1018), Pre.sla (1544) der heutige Ortsname Breslau.

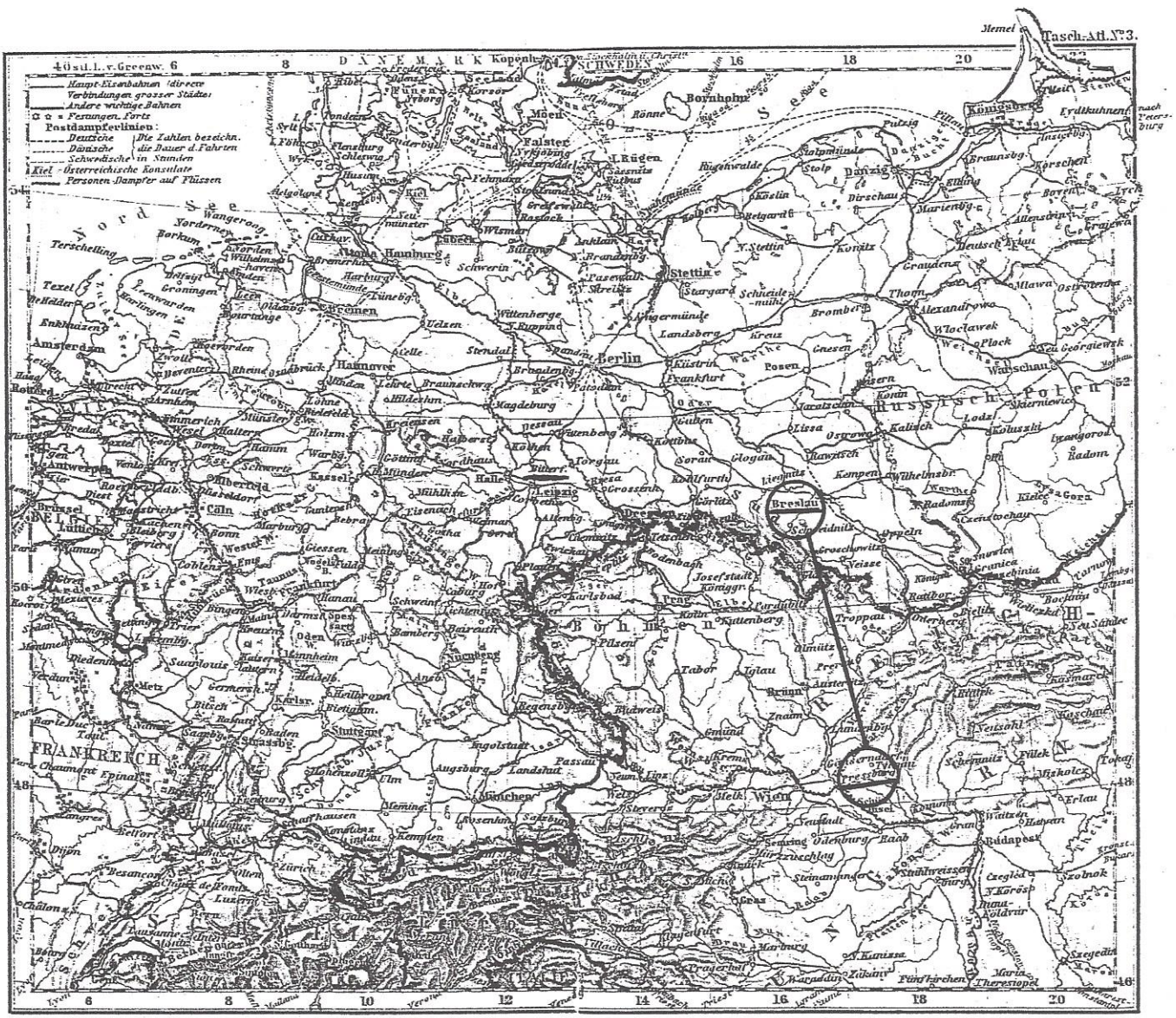
Abschließend soll noch vermerkt werden, daß Preßburg – im Jahre 907 als Burg Wratislaws und Brezalauspurc (u = w) erwähnt – ebenfalls eine deutsche Gründung ist. Der Gründer hieß Wartislav, dessen Name durch Matathese (Umstellung) des r zu Wratislav wurde. Es handelt sich hier um einen deutschen und keinen slawischen Namen.

H. Schlifkowitz, Karlsruhe

S o - z. B. - sieht die historische Wahrheit aus — gegenüber dem gesamtklerikalen und (ost)panlawistischen Verdrehungsgeschwätz, das seit ca. 160 Jahren auch prompt seinen Niederschlag — in der Kirchenliteratur, in UNI-Lehr- und Schulbüchern, in allen Lexika, in Kolportagen, Illustriertenerzählungen u. Romanen findet. Nach 1945 sogar verordneterweise! —

D. S.

Breslau und Preßburg



Der Begriff „Slawen“ eine politische Fälschung?

Unser Volk steht heute mehr denn je vor der Frage, ob es arbeitsfähig und damit auch seelisch wie geistig noch Kraft genug besitzt, um seinen Bestand zu sichern und seine Aufgaben zu erfüllen. Allerdings ist sich die Masse der Deutschen dieser Frage gar nicht mehr bewußt. Das Wohlstandslieben vernebelt die Gehirne, die Hingabe an das Vorteilsstreben führt zunehmend in den Zustand charakterlicher Verlotterung und die stetige Feindeinwirkung auf allen Ebenen lähmt jeden Widerstandswillen gegen drohende Gefahren. In Protektorate aufgespalten - ohne eigene Schutz- und Ordnungsmacht - sind wir der unablässigen Zermürbung und Zersetzung - vor allem in den strategisch interessanten Grenzräumen - ausgesetzt.

Was im Süden Tirols, was in Kärnten und in der Steiermark, was in Nordwestdeutschland und was seit wenigen Jahren im östlichen Oberfranken mit Hilfe abwegiger Opportunisten geschieht, müßte jedes intakte Volk aufschreien lassen. Nichts dergleichen läßt sich vernehmen. Nichts läßt einen ernstzunehmenden Widerstands- und Selbstbehauptungswillen der Bevölkerung, in Schleswig-Holstein und Kärnten nicht einmal der Mehrheit der Betroffenen erkennen. Magere, unwirksame Proteste kleiner Gruppierungen, - das sind schon seltene Erscheinungen.

Gesteuerte Lehrmeinung und Massenmedien sorgen dafür, daß die Lüge allenthalben als Wahrheit angesehen wird. Blind leistet der größte Teil unserer Volksgenossen der Kapitulation und völligen Unterwerfung Vorschub. Weltfremde Ideologen und weltanschaulich gefesselte Wissenschaftler hatten im 19. Jahrhundert in völliger Verkennung der Gefahren dem von Petersburg gesteuerten und vom Klerus wohlwollend geförderten Panslawismus zum Durchbruch verholfen. Einmal vertreten, erfuhr die Lüge von der Existenz eines breit gestreuten Volkstums der "Slawen" ihre ins Kolossale ausufernde Festschreibung. Zum Unheil aller Mittel- und Osteuropäer. Wenngleich auch jegliche Quellenbelege dafür fehlten, - ein Gegensatz "hie Germanen" - "hie Slawen" wurde konstruiert und einfach zum Dogma erhoben. Eine abenteuerliche Geschichtsschreibung setzte ein. Gierig wurde jede Hypothese, jede Fälschung und jedes Propagandamärchen als "wahr" unterstellt und "gelehrt" kommentiert. Ungereimtheiten zählten nicht.

Quellen wurden zurechtfrisirt. Urkundentexte übersetzte man fälschend. Die Behauptung stand im Vordergrund, geschützt von der etablierten "Wissenschaft". Abwertung und Rufmord traf jeden, der es wagte, die Wahrheit zu sagen. Schließlich schrieb einer vom andern ab und verdiente sich auf diese Weise seine akademischen Lorbeeren. Die Panslawisten konnten zufrieden sein. In Preußen fand die sogenannte "Slawistik" erste Anerkennung als "Wissenschaft". Die Folgen dieser deutschen Fehlleistungen waren verheerend. Die Mittelmächte schufen ein neues Polen, das als Dank uralte deutsche Siedlungsgebiete vereinnahmte und den brutalen Vernichtungsfeldzug gegen alle Deutschen einleitete. Im Südosten zerfiel die Donaumonarchie. Politische Fälschungen gaben den Ausschlag, daß "Tschechen" und Neu-"Serben" die Einbeziehung deutscher, windischer und kroatischer Volksgebiete in ihre staatlichen Zwangsgebilde gelang. Dessen ungeachtet erlebte die "Slawistik" in den 30-er Jahren auf deutschem Boden eine neue Blüte. Für die Panslawisten war dies Ansporn genug, um erneut die Vertreibung der Deutschen bis zur allgemeinen Linie Stettin - Triest zu fordern. Sie erreichten ihr Ziel. Die sowjetischen Taktiker hatten schon frühzeitig auf panslawistische Parolen zurückgegriffen, weil diese versprochen, ih-

rer im Zeichen der "Weltrevolution" betriebenen Expansion nach Westen Inhalt und Stoßkraft zu verleihen.

Auch heute geht es den Drahtziehern der slawophilen Propagandawelle in Moskau, Warschau, Prag und Belgrad nur um eine glaubhafte Festschreibung weiterer Gebietsansprüche für in Aussicht genommene militärische Besetzungen im Krisen- oder Kriegsfall. Als Okkupationsnazielen der sogenannten "Nationalen Volksarmee" - in Manövern oft genug durchgespielt - der Planer in Belgrad und der Sowjetsatelliten in Prag gelten nämlich ausgerechnet jene Gebietsstreifen, die in letzter Zeit von engagierten Etablierten, die das Ansehen von "Wissenschaftlern" genießen, als "westlichste Zonen der 'slawischen' Urheimat" deklariert oder "entdeckt" wurden. Welch glänzendes Zusammenspiel erreicht wird, um kommunistisch-panslawistische Doktrinen auch in der sogenannten "westlichen Welt" glaubhaft zu machen, bewiesen in den letzten Jahren dicht gestreut "Ausgrabungen", museale Ausstellungen, "Forschungsberichte", slawophile Institutionsgründungen, Einflußnahmen auf die Fremdenverkehrswerbung, sogenannte "Sach"-Vorträge, billig-primitive und wissenschaftlich aufgemachte Literatur zum gleichen Thema und nicht zuletzt eine unbekümmert fälschende Geschichtslehre in Schulen. Hinter allem stehen natürlich "Autoritäten": Universitätslehrer, Archivdirektoren und Philologen. "Slawistik" ist "in" und "slawophil sein" gehört zum guten Ton. Daß man damit dem Landes-, Volks- und Gebietsverrat Tür und Tor öffnet, interessiert nicht weiter.

An dieser Stelle sei an den Hilfsdienst erinnert, den das Österr. Fernsehen mit der Ausstrahlung des Lügen- und Hetzfilmes "Dorf an der Grenze" den kommunistischen Agitatoren in Laibach erwiesen hat. Er verlieh der Forderung gut bezahlter

„Slowenischer“ Propaganda:

"Graz ist unser, Klagenfurt ist unser, - wir waren früher dort als die Deutschen!"

Vorausgegangen war eine jugoslawische Rundfunckerklärung, die besagte, daß die von den Alliierten festgesetzte Grenze gegen Österreich nicht anerkannt werde.

Und in Laibach vertraten politische Exponenten ungeniert den Standpunkt, daß mit Helfern in der Steiermark und im Kärnten die Erfindung von slowenischen Orts- und Gebietsnamen vorangetrieben und weiten Kreisen glaubhaft gemacht werden müsse, um bei Besetzung österreichischer Gebiete mit diesen Namen nachweisen zu können, daß das jeweilige Gebiet immerhin einmal "slowenisch" gewesen sei.

Als sich 1984 panslawistische Agitatoren aus Polen, aus der Tschechei und aus Slowenien in Laibach trafen, wurden ganz offen vorzubereitende Propagandamaßnahmen für eine Besetzung Kärntens, der Steiermark und Salzburgs, für die Sicherung des Weges in Richtung Tarvis und Lienz - Franzensfeste sowie die Möglichkeit, von Norden her Friaul und Venetien aufzurollen, erörtert. Ziel: Schaffung eines "Großslowenischen Ostalpenstaates" unter kommunistischer Führung. Österreichische Staatsangehörige also, die als "Slowenenführer", slowenische Aufkäufer und politische Aufwiegler im Dienste der jugoslawischen KP eine Besetzung österreichischen Staatsgebietes planen oder vorbereiten, sind notorische Landesverräter und wären auch als solche zu behandeln. Sie genießen keineswegs den Schutz des Artikels 7 des Staatsvertrages, wie fälschlich immer wieder angenommen wird.

Zur Wortfindung "Slowenien" bedarf es noch einer klärenden Erläuterung:

Vor ihrer Einführung im 19. Jahrhundert waren die Begriffe "Slowenen" und "Slowenien" völlig unbekannt. Mit Hilfe sogenannter "Experten" aus Rußland, Polen und Böhmen gelang noch im gleichen Jahrhundert als reine Neuschöpfung die "Slowenische Sprache". Schließlich die Einführung der Allgemeinen Schulpflicht in der Krain machte die dort lebenden Windischen, Aromunen, Furlaner und Baiern zwangsweise zu Sprach-"Slowenen". Ähnlich wie in Polen hatte auch in der Krain der Klerus maßgeblichen Anteil an der Auslöschung völkischer Gegebenheiten und an der Separierung eines lenkbaren, gegen das Deutschtum jederzeit ausspielbaren "Slawentums".

Geschichtsfälschend wird von der maßgeblichen Kathederlehre behauptet, der Zentralraum Ostgermaniens zwischen Elbe und Bug sei ebenso wie Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Teile Oberösterreichs, die Steiermark, Kärnten und die Krain im Verlaufe der sogenannten Völkerwanderung von Germanen, Kelten und Illyren entblößt worden und habe das Vordringen der "Slawen" in "volksleere" und "verödete" Gebiete ermöglicht. Über den Vorgang einer "slawischen Landnahme" von Ost nach West gibt es zwar eine reichhaltige Thesen- und Märchenliteratur neueren Datums, aber keinen einzigen zeitgenössischen Quellen- oder Fundbeleg. Nicht einmal geringe Spuren eines Ursprungs oder einer volklichen Werdung der "Slawen" lassen sich finden. Es fehlt vollends jede Überlieferung stammesgeschichtlicher Namen und Bezüge. Auch die philologische Beweisführung der "Slawisten" hält nicht stand, wenn man sie einer genauen Untersuchung unterzieht. Und wer es gar unternimmt, eine frühere oder spätere Existenz der "Slawen" als eigenständige Völkergruppe anthropologisch erklären zu wollen, erweist sich als Scharlatan. Außer glatten Fälschungen gibt es keine Literatur, keine Kunst und keine Gemeinschaftsschöpfung, ja nicht einmal eine Rechtsordnung, die man einem "Slawentum" zuordnen könnte. "Slawen" als Sonderheit inmitten der übrigen recht genau bekannten Volksgruppen in Mittel- und Osteuropa hat es nämlich nicht gegeben. Als Fabelerscheinung wurden sie zum Werkzeug der Politik und mit ihnen alle betrogenen Europäer dieses ihnen aufgezwungenen Namens.

Die Entstehungsgeschichte des Begriffes "Slawen" erklärt übrigens alles:

Ab 770 wurde in Frankreich der Begriff "Sclavus" (Plur. "Sclavi", Gen. Plur. "Sclavorum") für alle Heiden (= lat. "pagani") im germanischen Raum an der Ostgrenze, ganz Ostelbiens sowie sämtlicher Volksgruppen im Osten und Südosten der Baiern sozusagen amtlich eingeführt. Die in Urkunden und Chronistenberichten vorkommenden verschiedenen Schreibweisen des gleichen Begriffes sind auf den unterschiedlichen Bildungsstand der in allen Fällen klerikalen Schreiber und Abschreiber zurückzuführen (z. B. "sclaveni", "sclauani", "sclavani" etc.). Arianische Christen fielen nicht

unter diesen Begriff (z. B. Goten, Langobarden usw.), dagegen aber alle jene, die erst nach Unterwerfung gewaltsam bekehrt werden konnten ("Conversio" der lateinischen Texte!).

Der Wortbegriff "Sclavus" ist eine mittellateinische Abwandlung von "Sklabenoi" / "Sclavenoi" (Plur. / Sklabenos / Sklavemos im Sing.) mittelgriechischer Wortbildung für "Unterworfene".

Aus dem arabischen Wort "saqáliba" für "Unterworfener" war die Begriffsbestimmung ins Mittelgriechische gelangt und dort zu "sklabenos" bzw. "sklavemos" umgeformt worden. Diese Vokabel fanden erstmals in der Literatur im Schrifttum des Pseudo-Caesarius von Nazianz ("sklavemos") und im Werk "Historia" (8 Bände) des byzantinischen Geschichtsschreibers Prokopios von Caesarea ("Sklabenoi") - beide im 6. Jahrhundert - für unterworfene und tributpflichtige Nichtchristen Verwendung. Bezeichnet damit wurden damals jene sarmatischen Stämme, die zwischen Tyras (Dnjester) und Donau im Küstenraum des Schwarzen Meeres siedelten und später in den Bulgaren aufgingen.

Der Begriff "Sclavus" hatte im Mittelalter keineswegs die heutige Bedeutung "Sklave" zum Inhalt ("Sklave" hieß damals "mancipia"!). Er galt ausschließlich für noch nicht zum Christentum bekehrte Heiden in Gebieten, die als Missions- und damit Eroberungsziele der Franken und Sachsen in Frage kamen. Nach den ersten Unterwerfungserfolgen im Osten und Südosten fand die Begriffsbestimmung "sclavi" eine Erweiterung, die auch sämtliche Unterworfene und gewaltsam Bekehrte einbezog. Wie Urkundentexte ausreichend beweisen, schätzte man die noch freien Heiden rangmäßig sehr hoch ein, wenn man sie als Verbündete einsetzen wollte. Man stellte sie den "liberi" (= "Königsfreien") gleich - "homines liberi vel sclavi" - und gestattete beiden Gruppen sogar nebeneinander zu leben.

Aus den lateinischen Quellentexten unter Weglassung des "c" die Existenz von "Slawen" im Sinne eines von Germanen, Kelten, Thrakern und Illyrern abgegrenzten Volkstums beweisen zu wollen, ist praktizierte Fälschung im Interesse der Politik.

Lothar Greil

„VANDALISMUS“ ein germanischer Stamm wird verleumdet.

Einleitung des Verfassers:

NICHTWISSEN durch fehlendes Studium der Quellen, sowie oftmals beschämendste Gleichgültigkeit und völlige Lieblosigkeit der eigenen Geschichte und den Vorfahren gegenüber sind schuld daran, daß der diffamierende Begriff "VANDALISMUS" täglich vielfach in den Massenmedien als Kennzeichnung für Barbarei und Zerstörungswut verwendet wird. Das DEUTSCHE VOLK, hervorgegangen aus verschiedenen keltischen und germanischen Stämmen, darunter auch dem der VANDALEN oder WENDEN, ist durch diesen diffamierenden Begriff in seiner Gesamtheit betroffen und verletzt. Es muß für jeden ehrenhaften Reporter, Journalisten und Schriftsteller ein Gebot der FAIRNESS sein, nach Studium nachfolgender Richtigstellung die eigene Haltung zu überprüfen!

Kurzgefaßte Tatsachendarstellung über die Vandalen:

In VENDSYSSEL (= Wenden- oder Wandalensitz), einer Landschaft in Jütland/Dänemark waren die VANDALEN - und sind deren Nachkommen auch heute noch - ursprünglich beheimatet.

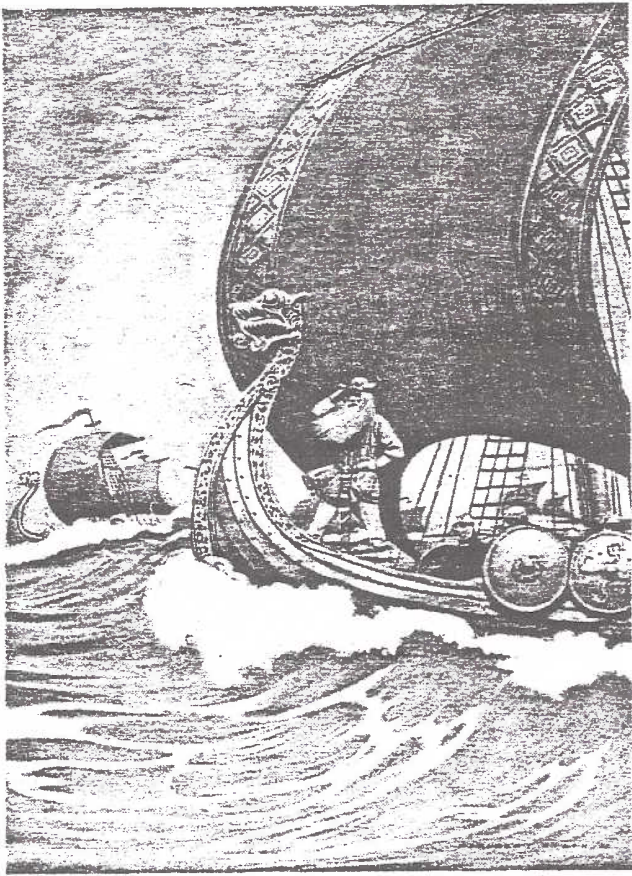
Aus Landnot zog die Jahrhunderte hindurch neuen Siedlungsraum suchendes Jungvolk aus der Heimat in den Süden. In

Ländernamen wie SCHLESISIEN (Silingische Vandalen) und ANDALUSISIEN (Vandalusien), sowie in Volksbezeichnungen wie WINDEN/WENDEN/WINDISCHE lebt der Name weiter.

Ab dem Jahre 770, unter Karl dem Großen, wurden die heidnischen germanischen Stämme östlich der Elbe auch als SCLAVI/SCLAVENI (= HEIDEN, Nichtchristen, später mit Sinninhalt: Unterworfene, Unfreie, Fronarbeiter, Rechtlose) bezeichnet. Schließlich wurden in der Geschichtsschreibung aus SCLAVENI die SCLAVEN. Im 18. Jahrhundert - also 1000 Jahre später - durch Falschauffassung bzw. Absicht (hier durch Schlözer, Wattenbach, Schmeidler u. a.) der Begriff "SLAWEN" geschaffen. Aus einem religiösen Gegensatz zur Zeit Karls d. Gr. - Christen/Nichtchristen - wurde 1000 Jahre später ein "völkischer Gegensatz" - Germanen/Slawen - geschaffen. Im Zeitalter des Imperialismus/Panslawismus hatte das tragische Folgen. Europäischer Brudermord war das Ergebnis.

Der Chronist Thietmar von Merseburg bezeichnet im 11. Jahrhundert den ostelbischen Raum als die reichste Provinz Germaniens, der "von den VINULERN beherrscht wird, die man früher WANDALEN nannte". Helmold von Bosau beklagt sich in seiner Geschichtsschreibung "Chronica SCLAVORUM" im 12. Jhdt., daß sich die WANDALEN in Pommern, die Heruler und Rugier zwischen Elbe und Oder, sowie alle an-

deren Germanen weiter im Osten einer christlichen Bekehrung widersetzen. Das Siedlungsgebiet der Wandalen an der Oder wurde als "Wandalia" bezeichnet. Die Karten aus dem 15. Jhd. nennen alles Land zwischen Elbe und Weichsel "WANDALIA". Ins Deutsche übertragen schrieb man nicht "wandalisch" sondern "wendisch" (Übersetzer Schede 1615 - 1641). Kaiser Leopold I. (1658 - 1705) schrieb vom Wiener Hof an den Großen Kurfürsten in Preußen, daß er "es nicht dulden werde, daß am Baltischen Meere (Ostsee) ein neues Königreich der Wandalen entstehe". In der "Cosmographia universalis", Basel 1544 (sog. "Basler Cosmographie") des Sebastian Münster stehen folgende Sätze: "WANDALEN, wo man jetzt WENDEN nennt, haben vorzeitig gewohnt bei Mitnächtigen Meer (= Ostsee) und sind ganz mächtig gewesen, aber nochmals sind sie von den Sachsen gedempt (= gezähmt, mit Feuer u. Schwert zum Christentum bekehrt) worden und zu einem guten Teil hindersich vom Meer getrieben, wie sie dann noch



ein Ländlein (= "Hannoversche Wendlande", das sind die späteren Grafschaften Lüchow und Dannenberg nahe der Elbe) innehaben und die Wenden genannt werden". (Klammerhinweise v. Verf.).

In der "Chronik der Mark Brandenburg" (1598), verfaßt vom damaligen Ratsarchivar und Pfarrer von Strausberg, ENGEL (= Angelus), wird auf Seite 63 vom "großen Wendenaufstand" (gegen die Bekehrung zum Christentum, d. Verf.) im Jahre 983 berichtet und auf die "großen Vorfahren unter ihrem König Genserich (= Geiserich), König der Wandalen" hingewiesen.

Der deutsche Humanist und Geschichtsschreiber Albert Krantz (Albertus Crantz) verfaßte ein umfangreiches Werk mit dem Titel "Wendische Geschichte" oder "Wandalia" (1519). Im Index zum Werk finden sich folgende Hinweise: "Die Rugianer glauben als letzte der Wandalen an Christus". "Die Sachsen absorbieren - nehmen an - den Namen Wanda-

len". "Scavi werden von Saxo die genannt, die vorher Wandalen hießen". "Die Wandalen sind Scavi". "Scavoni sind heute die, welche vorher Wandalen hießen".

Im mehrbändigen und ganz hervorragenden Geschichtswerk "Die Ehre des Herzogtums Krain" (Laibach, 1689) von Johann Weichard Freiherr von Valvasor finden sich folgende Hinweise: "Von den Wandalern, als den sechsten Einwohnern des Landes Crain" (S. 127) "Wie die Vandali oder Wandalen in Crain seßhaft geworden". "Reliquien des Namens der Wandalen und Wenden in Jütland". "Wie sie in Africam gezogen". "Wenden und Slaven seynd ein Volck". "Wandalen und Wenden einerley Nation".

An Hand der Quellen und Geschichtswerke läßt sich der Marschweg und die Seßhaftwerdung der Wandalen in Pommern, Mecklenburg, Schlesien, über Mähren, Pannonien, Slavonien, Krain, dann der Marsch nach dem Westen über Frankreich, Spanien, Gibraltar, Nordafrika bis nach Karthago gut verfolgen.

Wenden wir uns der Frage zu, wie der Begriff "Vandalismus" entstehen konnte.

1794 prägte der katholische Bischof Grègoire von Blois das Wort und den Begriff "Vandalismus", vorher war dieser Begriff völlig unbekannt. Dieser Bischof wollte damit den unmenschlichen Blutdurst und die Kulturbarbarei der Franz. Revolution schildern. Wahrscheinlich in genauer Kenntnis der Geschichte und der Tatsache, daß die Wandalen sich heftig gegen die militärische Zwangsbekehrung zum Christentum gewehrt hatten, rächte er sich über tausend Jahre später mit einer Verleumdung ohnegleichen! Das einzige historische Ereignis, welches die heutigen Rechtfertiger dieser einzigartigen Verleumdung als "Beweis" immer wieder vorbringen, war die Einnahme und Plünderung Roms unter König Geiserich im Jahre 455. Die Tatsachen: Ohne Widerstand zu finden, drang er in die Stadt ein. 14 Tage währte die Plünderung.

Jedoch: Die Wandalen richteten kein Blutbad an, sie verübten keine Greuelthaten an den römischen Bürgern. Es steht geschichtlich einwandfrei fest, daß kein öffentliches Gebäude oder römisches Heiligtum von den Wandalen verwüstet oder zerstört wurde und Notzucht bei Todesstrafe verboten war! Beute der Römer aus deren Kriegszügen, z. B. der Tempelschatz von Jerusalem, wurde von den Wandalen auf ihre Schiffe verladen und mit Sklaven nach Karthago verbracht. Das war damals bei allen Völkern üblich und keine Besonderheit der Wandalen. Verglichen mit dem furchtbaren Untergang, den die Römer den Städten Jerusalem und Karthago bereiteten, war dieser vandalische Überfall auf Rom ein Jungenstreich.

Obige Feststellungen beweisen sich am besten aus den Worten eines anderen Bischofs, der rund 1200 Jahre vor dem Verleumder auch in Frankreich lebte. Salvianus von Massilia (Marseille) - 400 bis 480 - schrieb:

"Wenn unter Goten- und Vandalenherrschaft jemand ein lasterhaftes Leben führt, dann ist es ein Römer. Denn die Goten und Wandalen setzen durch sittliche Reinheit und Gradlinigkeit einen so hohen Maßstab, daß sie nicht nur selber zuchtvoll waren, sondern - und hier sage ich etwas Neues, kaum zu Glau-



Das Monogramm des letzten Vandalenkönigs, GELIMER.

bendes und nie Gehörtes: - sie haben auch die Römer geläutert. Schande über Euch, Römervolk, Schande über Eure Lebensart, denn von Euren Städten sind nur diejenigen frei von Sünde, wo die Barbaren sie fernhalten!"

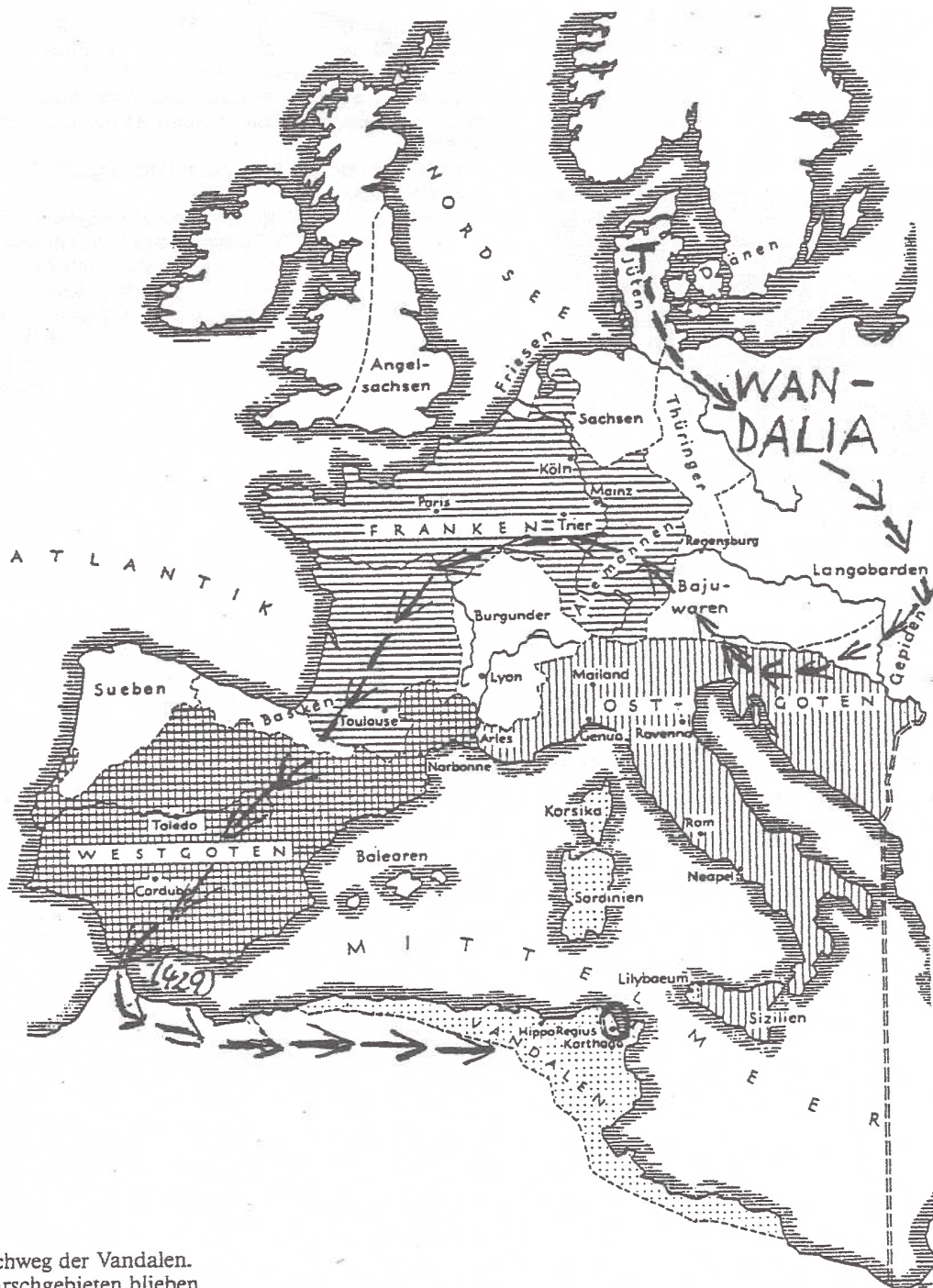
Und bei anderer Gelegenheit schrieb Bischof Salvianus: "Wo Goten herrschen, sind nur die Römer hemmungslos, wo aber die Wandalen regieren, dürfen auch die Römer sich nicht dem Laster hingeben!"

Der franz. Historiker Gautier befaßte sich auch mit der Verleumdung gegen die Vandalen. Er schrieb in seinem Werk "Geiserich, König der Vandalen" (1934) u. a.: "Ohne Schwertstreich ist Geiserich am 2. 6. 455 in Rom eingezogen. Sie haben kein Blutbad, keine Feuersbrunst keine Verwüstungen angerichtet. Die Chronik von Süd-Gallien (511) sagt ausdrücklich, daß Rom ohne Feuer und Schwert ausgeliefert wurde." Und weiter schreibt er: "Das muß gesagt werden, denn die Vandalen haben in der öffentlichen Meinung noch

immer den Ruf . . . einen besonderen Geschmack an der Zerstörung, eine ausgesprochene Zerstörungslust besessen zu haben.
WIR ABER WISSEN GANZ GENAU, WANN UND WIE ROM UNTERGING!"

Das Beste zum Schluß: Papst LEO I. bezeichnete die Rettung Roms als Geschenk der Vandalen! Und der Verleumder G. v. Blois rühmt sich in seinen Erinnerungen sogar, den Lügenbegriff, wie er es selbst nannte, erdichtet zu haben!

56



Der Marschweg der Vandalen. In den Marschgebieten blieben einzelne Teile des Stammes immer wieder siedelnd zurück.

[Saaz - Postelberg - Brüx - Hauptseite](#)[Aktuelles](#)[Zeitzeugen Berichte](#)[Postelberg](#)[Liste 1663 Opfer nach Kriegsende](#)[Vertreibung und Zwangsarbeit](#)[Zeitgeschichtliche Dokumente](#)[Stiftung Saazer Heimatmuseum](#)[Kulturkreis Saaz e.V.](#)[Literatur und Politik](#)[Persönliches](#)[Impressum / Kontakt](#)[Sitemap](#)

Die Slawenlegende - eine historische Lüge

Von Dr. Heinrich Klug**Ein Bericht aus der Zeitschrift „Der Schlesier“ v. 19.Nov. 2010**

Die polnische Geschichte und die zu ihr gehörende seit 200 Jahren bekannte Slawentheorie sind unwoven von Mythen, Legenden, Religion, Lügen, Halbwahrheiten und Propaganda. Sie wurde bisher erfolgreich für den polnischen Imperialismus, vor allem für den polnischen Westdrang mißbraucht. Sie ist damit auch Bestandteil einer jahrhundertelangen antigermanischen, d.h. antideutschen Politik. Daß ungebildete, einfache Menschen daran glauben, ist verständlich. Aber nicht nur Ungebildete, Unwissende halten diese Legende am Leben, es sind vielmehr die Halbgebildeten und die sich einbilden, gebildet zu sein. Besonders die an die politische Realität angepaßten Historiker, Politiker und ignorante Intellektuelle, die zumindest meinen es zu sein, tragen die größte Verantwortung für den tragischen Verlauf der deutsch-polnischen Geschichte im 20. Jahrhundert.

Den Preis für die Slawentheorie mußte Deutschland, vor allem aber die Ostdeutschen zahlen. Ein Drittel des deutschen Reichsgebietes ging verloren. Millionen wurden unter grausamen Umständen ermordet und noch mehr Millionen – es waren 15 Millionen – wurden aus ihrer jahrhundertalten Heimat vertrieben.

Das war die Folge einer politischen und historischen Lüge über die Slawen. Leider gibt es auch heute noch genügend Heimatvertriebene, die die Slawentheorie vertreten, ohne zu wissen, wie sie sich selber schaden. Das gleiche gilt auch bei einigen Vertriebenen für die angebliche deutsche Schuld an beiden Weltkriegen und für die angeblichen Grausamkeiten, die die Deutschen in ganz Europa zu verantworten haben.

Unsere Freunde von der Art eines *Kaczynski* könnten sich unter den Vertriebenen keine besseren wünschen.

Die Slawen

Die Slawenlegende begann mit dem Sklavenhandel im frühen Mittelalter. Besonders in den orientalischen Ländern war der Sklavenhandel weit verbreitet und gehörte zum täglichen Leben.

Aber auch in den abendländischen Ländern wie bei den Römern, im Frankenreich und bei den Wikingern war der Sklavenhandel ein Teil der Wirtschaft, des Handels, der Kultur, der Gesellschaftsform und – der Wahrheit wegen – muß auch die christliche Kirche genannt werden.

Erst nach 500 nach der Zeitenwende finden sich in historischen Unterlagen von *Jordanes*, *Prokopios u. a. Historikern Berichte über „Sklabeenoi“*. Die Mauren nannten alle Kaufsklaven „*Siklap*, plural *Sakalibah*“. Die Mönch – lateinische Schriftsprache übernahm die arabischen Wörter für den Menschenhandel und formte – lateinisierte – sie zu „*Sclabvi*“ um.

Das Wort Sclavi wurde dann von der römischen und byzantinischen Kirche benutzt, um Volksstämme, unabhängig von ihrer Herkunft, zu benennen, die nicht den beiden Kirchen angehörten. Für die christlichen Kirchen waren es gottlose „Sklaven der Götzen und des Teufels“, so *Adam von Bremen* im 11. Jahrhundert. Alle waren noch im Irrwahn des heidnischen Götzendienstes befangen.

Diese Ungläubigen wurden nicht nur Sklaven genannt, sondern waren auch als Sklaven eine Handelsware.

Diese nicht-christlichen Volksstämme waren durchaus nicht Unmenschen, wie man annehmen konnte, auch sie hatten einen Glauben, Sitten und Moral. Leider bringt die Schulgeschichtsschreibung von *Adam von Bremen* über die Sclavi, die da besagt:"im übrigen aber dürfte man kein Volk finden, das in bezug auf Sittlichkeit und Gastfreundschaft ehrenwerter und gutherziger wäre." Dennoch wurden sie aus religiösen Gründen mit Feuer und Schwert bekämpft, d. h. zum „richtigen“ Glauben missioniert.

Das Wort Sclavi und seine ursprüngliche geschichtliche Bedeutung hatte Bestand bis Ende des 18. Jahrhunderts. Danach erfand der *Historiker Schmeidler* das Wort „Slawen“, dem dann auch eine andere geschichtliche Bedeutung zugewiesen wurde.

In der ganzen Geschichtsschreibung, auch im Altertum nicht, gab es bis zu Schmeidler keine Slawen.

In der heutigen Geschichtsschreibung versteht man unter den Slawen ein Volk, das nach der Völkerwanderung in den Weichsel-Wartheraum bis zur Elbe hin „ingesickert“ ist. Auch die Slawisten können heute noch nicht sagen, woher sie kamen. Gelegentlich werden die Pripjet-Sümpfe als ihre Heimat angegeben.

Die Völkerwanderung

Die Völkerwanderung als fester Bestandteil in der heutigen Geschichtsschreibung ist ein weiteres fragwürdiges Thema in der deutsch-polnischen Geschichte.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Lehre von der Völkerwanderung vom polonisierten Deutschen Brandke und dem husitischen Fanatiker Safarik in die Welt gesetzt. Sie behaupteten, daß der Raum zwischen Weichsel und Elbe von den germanischen Stämmen verlassen wurde und durch die Slawen eingenommen wurde.

Vor dem 19. Jahrhundert erwähnt die Geschichtsschreibung nichts dergleichen. Natürlich sind schon immer in der Geschichte Völker gewandert, sei es wegen Übervölkerung, Kriege oder Hungersnöten. Meistens aber waren es nur die Jüngeren des Volksstammes, die ihre Heimat verließen. Nach Brandke löste der Hunnensturm anfangs des 5. Jahrhunderts die Völkerwanderung aus. Die Hunnen gelangten bis auf die Katalaunischen Felder, das ist in Frankreich in der Champagne, wo sie von den Westgoten und Römern besiegt wurden.

Hät sich noch nie jemals ein Historiker gefragt, warum gerade das Gebiet zwischen Weichsel und Elbe von den Ostgermanen verlassen wurde? Warum wurden die Volksstämme zwischen Elbe und Rhein nicht vertrieben wie z. B. die Burgunder am Rhein, die Chatten oder die Cherusker?

Der Hunnenkönig Etzel wurde von den Germanen „Attila“ genannt. Das ist gotisch und heißt Väterchen. Warum ein Kosenamen für einen blutrünstigen Barbaren aus den Steppen Asiens? Wer je das mittelalterliche Epos „Die Nibelungen“ gelesen hat, wird daraus erfahren, daß Attila freundschaftliche Beziehungen zu den Germanen unterhielt. Bekannt ist auch die Hochzeit von Attila mit Krimhild, die Schwester des Burgunderkönigs Gunther, der in Worms in der Königsburg mit seinen beiden Brüdern Gernot und Giselher herrschte.

In der Nibelungensage ist auch die Rede vom Markgraf Rüdiger von Bechelaren, der sowohl mit Etzel/Attila als auch mit dem Königshaus in Worms befreundet war. Auch wenn das Nibelungenlied „nur“ ein Epos ist, entbehrt es sicherlich nicht einiger geschichtlicher Tatsachen, die im Volksmund weitergegeben wurden.

Soweit bekannt, soll Attila die besiegten Volksstämme zur Heeresfolge gezwungen haben und verlangte Tribute von den unterlegenen Stämmen. Bekannt ist auch, daß auf den Katalaunischen Feldern ein Großteil der Kämpfer auf der Seite der Hunnen Germanen waren. Hier kämpften Germanen gegen Westgermanen und Römer.

Ganz anders sah es beim Mongolensturm im Jahre 1241 in Mitteleuropa aus.

Gnadenlos wurde gemordet, geplündert und gebrandschatzt, und ganze Landstriche wurden entvölkert. Zu einer Völkerwanderung im großen Ausmaß wie Brandke und Safarik zur Zeit der Hunneneinfälle sie beschrieben hat, kam es dieses Mal nicht. Wahrscheinlich wohnten im 13. Jahrhundert für die Slawisten bereits Slawen in diesem Gebiet, so daß der Raum zwischen Elbe und Weichsel nicht mehr von den Germanen frei gemacht werden mußte.

Seit 200 Jahren wird die Lehre von Brandke von Generation zu Generation gedanken- und kritiklos hingenommen. Jedoch Einhard (770 bis 840) berichtete über die Bewohner von West- und Ostelbien, sie seien „an Sprache zwar wenig verschieden, an Sitten und Trachten aber unähnlich“.

Und in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts beschreibt Adam von Bremen den ostelbischen Raum als „reichste Provinz Germaniens“, reich an Männern, Feldfrüchten und Waffen, die von den Vinulern beherrscht wird, die man früher Wandalen nannte.“ Im 13. Jahrhundert schrieb Bischof Bogufal II. von Posen, „daß kein Volk so viel Gemeinsames habe und so vertraut wäre, als die Sclavi mit den Deutschen“. Einwandfrei berichteten diese Historiker über Ostelbien von deutschen Volksstämmen. Ginge es nach den Slawisten, so müßten in Ostelbien bereits seit dem 6. Jahrhundert nach der Zeitenwende Slawen gelebt haben. Karten, die im 15. Jahrhundert entstanden sind, benannten das Land zwischen Elbe und Weichsel „Vandalia“.

Auch wenn heute Teile der Bevölkerung zwischen Elbe und Weichsel slawisch sprechen, besiedelten ostgermanische Stämme dieses Gebiet. Es waren Polaben, Pomeranen, Wislanen, Circipani, Heveller, Lusizen (Lugier) Kasuben als Teil der wandalischen Pomoranen, Polanen, Gepiden, Goten, Wamen, Rugier, Skiren und Burgunder.

Die slawische Sprache

Viele Leser werden sich jetzt fragen, wie es kam, daß die ostgermanischen Stämme heute slawisch sprechen. Dazu müssen wir zurück in die Geschichte gehen. Es begann mit dem römischen Reich und mit dem Sieg über Mazedonien im Jahre 147 vor der Zeitenwende. Rom gewann dadurch Macht und Einfluß auf den ganzen Balkan. Bis zum Untergang des Oströmischen Reiches im Jahre 1453 nach der Zeitenwende durch die Osmanen war das Byzantinische Reich, wie das Oströmische Reich auch genannt wurde, der politische, kulturelle und religiöse Mittelpunkt Südost- und Osteuropas. Macht, Reichtum und Glanz der Großmacht Byzanz beeinflusste auch die benachbarten Länder.

Am besten ist das an Rußland aber auch an Serbien, Bulgarien und Polen zu erkennen, wo das Zarentum, der Adel und die orthodoxe Kirche Glanz, Kultur, Gesellschaftsform und die Sprache weitgehend nachahmten oder in abgeänderter Form übernahmen. Aber auch die Schattenseiten des Glanzes zeigten sich in den benachbarten Ländern. Und davon war der größte Teil des Volkes betroffen.

Vor allem die Landbevölkerung wurde zu rechtlosen, leibeigenen Sklaven; dagegen gewann der Adel und die Kirche an Macht und Einfluß. Vieles erinnert uns an den heutigen Amerikanismus in der Welt und besonders in Deutschland: Die Reichen werden reicher und die Armen ärmer.

Das byzantinische Staatsgebiet reichte von Spanien über Nordafrika, Vorderasien und Kleinasien bis zum Schwarzen Meer. In diesem Staatsgebiet waren verschiedene Völker und

Rassen unterschiedlicher Kulturen und Sprachen zusammengefaßt.

Das Oströmische Reich bestand 1600 Jahre lang

In dieser Zeit bildete sich eine einheitliche Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Kirche und durch Legionveteranen ein allgemeines Sprachengemisch mit räumlich begrenzten mundartlichen Abweichungen.

Die Wurzeln dieser Sprache sind vielseitig und reichen bis in den Vorder- und Kleinasatischen Raum. Eine deutliche Wortwurzel-Verwandschaft besteht auch mit germanischen, baltischen und gotischen Sprachen. Aber auch Sprachanteile aus dem Lateinischen und Griechischen sind auffällig.

Als der christliche Glaube im Byzantinischen Reich als Staatsreligion im Jahre 380 nach der Zeitenwende eingeführt wurde, war zur heiligen Messe nur die lateinische Sprache zugelassen. Später auch die griechische Sprache. Eine barbarische Mundart, d. h. in den jeweiligen volkstümlichen Mundarten und Sprachen, hat der Papst in der heiligen Messe verboten.

Daher führten die Griechen *Kyrrill (Konstantinos) und Methodios* im 9. Jahrhundert eine allgemeine Kirchensprache ein, genannt *Glagoliza*. Im Grund war sie nichts anderes als eine Fortsetzung des auf dem Balkan herausgebildeten Sprachgemisches, das mit der Zeit byzantisiert wurde.

Der Glagoliza liegt die griechische Minuskel (Alphabet) zugrunde, erweitert durch armenische, hebräische und koptische Buchstaben. Die byzantinische Sprache als Ausdruck und Zeichen eines Vielvölkerstaates und die mit ihr verwandte Kirchensprache, die Glagoliza, ist der Ursprung aller heute „Slawisch“ genannten Sprachen.

Fast alle osteuropäischen Länder im ehemaligen Einflußgebiet des Byzantinischen Reiches sprechen, wenn auch regional in abgeänderten Dialekten, die slawische Sprache. Davon wurden auch die ostgermanischen Volksstämme betroffen.

Somit ist ein Großteil der Polen und Tschechen, um es mit dem bekannten Historiker für Osteuropäische Geschichte, *Helmut Schröcke*, zu sagen, nichts anderes als polonisierte und tschechisierte Germanen.

Auch das erinnert uns an die Zeit, wo z. B. in Oberschlesien Deutsche polonisiert wurden. Ein Teil von ihnen sind bereits echte Polen geworden. Sie sprechen nicht mehr Deutsch, weil sie es nicht können und fühlen sich auch nicht mehr als Deutsche.

Solange die Slawenlegende bewußt als politische Mauer zwischen Deutschen und Polen von beiden Seiten aufrechterhalten wird, nutzen keine Milliarden Tribute an Polen und auch kein diplomatisches Getue, in welcher Art und Weise auch immer, um normale und friedliche Verhältnisse zwischen beiden Völkern herzustellen.

Zusammenfassung des Artikels:

Zwei Begriffe – Sclavi und Slawen – die in ihrer Begriffsbestimmung (Definition) gar nichts miteinander zu tun haben, werden wahllos miteinander vertauscht bzw. ausgetauscht, - auch von den Leuten, die es besser wissen müßten. Politisch bewußt, trennt so die Slawenlegende Deutsche und Polen, die anfangs einen gemeinsamen völkischen Ursprung hatten.

Zeugnisse der Geschichte des mittelosteuropäischen Raumes von Siegbert John

erschieden in der Zeitschrift „Der Schlesier“ v. 17. Dez. 2010

Bezug: „Die Slawenlegende –eine historische Lüge“

von Dr. Heinrich Klug

Die Legende von der Existenz von Slawen wird immer wieder in die Geschichte des mittelosteuropäischen Raumes eingefügt und besonders von Polen und Tschechen als „Beweismittel“ für die Berechtigung des Landraubes (Wiedergewinnung slawischer Gebiete!) am Leben erhalten und leider auch von deutschen „Historikern“ und sogar in unseren Schulen als historische Tatsache dargestellt. Wenn wir in der Geschichte des mittelosteuropäischen Raumes Rückschau halten, werden wir kein Volk der Slawen, ja gar keine Slawen finden.

Spätgermanische Staatsgründung

Von den zahlreichen frühen Zeugnissen der Geschichte dieses Raumes betrachtet, ist Polen eine spätgermanische Staatsgründung. Die Ostsee war ein germanisches Binnenmeer, und seit dem Jahr 1000 v. Chr. wurde in neun germanischen Einzelvorstößen Mitteleuropa germanisches Siedlungsland.

Die Schwester des polnischen Königs *Misesko I.* hieß *Adelheit*. Seine drei Töchter *Geira*,

Astrid und Gunhild heirateten bedeutsame nordische Männer. Bei Miseskos Sohn, Boleslaw I (nordisch Burislaw) sind bei drei seiner vier Frauen nordische Namen nachzuweisen: Thyra, Emnilda und Oda. Boleslaws Tochter hieß Reglindis.

Auch den polnischen Wissenschaftlern ist keineswegs neu, daß das alte polnische Reich sein Entstehen germanischen Volksstämmen verdankt.

Bis ins 14. Jahrhundert hinein hieß die Weichsel „Wandalischer Fluß“

Als Boleslaw II. sein Reich aufteilte, erhielt Ladislaus II. (Wladislaw) Schlesien und als Senior zusätzlich das westliche Kleinpolen und Krakau. Nach seiner Vertreibung und seinem Tod wurde seinen Söhnen 1163, auf Eingreifen Barbarossas hin, Schlesien übertragen. So entstand neben dem polnischen der schlesische Piastenstamm.

Kasimir II. hob 1177 das Senioratsprinzip auf, und dies bedeutete die Verwaltung Polens in eine Vielfalt selbständiger Fürstentümer. Papst Alexander III. bestätigte dies 1181. Nach dem Tod Miseskos III. gehörte Schlesien nicht mehr zum polnischen Staatsverband, und als Herzog Heinrich II. von Liegnitz sich 1241 bei Wahlstatt den Mongolen entgegenstellte, tat er dies als unabhängiger Herzog von Schlesien.

Die heilige Hedwig war eine bayerische Prinzessin. Der letzte Hochmeister des Ritterordens war Schwiegervater des polnischen Königs.

Auf die zahlreichen, nach deutschem Recht gegründeten und hauptsächlich von deutschen Bürgern bewohnten Städte und Gebrauch der deutschen Sprache möchte ich hier ebenfalls hinweisen.

Die zwischen Elbe und Weichsel gegründeten Orte führten von Anfang an deutsche Ortsnamen.

Die Ortsgründer, sofern sie nicht Nachkommen der zwischen Elbe und Weichsel ansässig gewesenen germanischen Stämme waren, kamen aus niederdeutschen und hochdeutschen Sprachgebieten des westelbischen Raumes. Mit den „Potemkinschen (Slawendörfern“ versuchten (und versuchen) Slawenforscher, das Vordringen slawischer Stämme nachzuweisen.

Und nun die notwendigen Anmerkungen zur Slawentheorie

Der im frühmittelalterlichen Schrifttum gebrauchte Ausdruck „Sclavinia“ hat mit dem erst im 19. Jahrhundert bei Schläzer und Herder aufgenommenen Begriff „Slaven“ nichts zu tun. Der Schwabe Schläzer schrieb für viel Geld dem russischen Zaren die russische Geschichte auf, damit ihm alle „Sclavenis“ gehören, obwohl dies in ganz Europa nur ein Begriff für Unfreie war. (Lewer tot as Slaw!)

Nirgends findet man die Heimat der Slawen. Kein Geschichtsschreiber hat jemals Slawen erwähnt. (Die Existenz der Slawen war „Gotteswort“, als sie von der Kanzel gepredigt wurde!)

Kant warnte vor diesen „wahnwitzigen Vorstellungen“ des Theologen Herder

Sogar Karl Marx lehnte diese Lehre ab. Im Mönchslatein bedeutet der Begriff „Sclavi“ = „Heiden“.

Nach dem Ratzeburger Zehntregister aus dem Jahr 1230 bedeutet „Sclavi sunt, nullum beneficium est“, daß die der kirchlichen Autorität noch nicht unterworfenen Ortschaften keinen „Zehnten“ zu zahlen hatten. Die Päpste nannten die glagolitische Schriftsprache (nach Wolff in Ostgermanien S. 182“ Glagolita-Sprache) Sclavina lingual oder sclavia lingua. In Thietmar von Merseburgs Chronik 37 erscheint sie als sclavonica verba, Sclavina oder sclavia oder Slavonica sind heidnisch und haben keine slawische Bedeutung. Das erkennen wir z.B. auch aus dem Aufruf des Papstes Eugen III. vor dem Wendenfeldzug 1147, wo er von „contra sclavos cetosque paganos“, d.h. „gegen die sclavi und die anderen Heiden“ spricht.

Entstehungsgeschichte des „Vaterunser“

Auch aus der Entstehungsgeschichte des „Vaterunser“ in den slawischen Sprachen läßt sich ablesen, zu welchem frühesten Zeitpunkt die slawische Sprache entstanden ist. Das erste „Vaterunser“, das in kyrillischer Schrift geschrieben wurde, stammt aus dem 11. Jahrhundert. (Ein Wortwandel aus dem Heliand, Vers 1600: „Nosse wader...tia rik komma, tia willia schinyot“ ist eher der gotischen Sprache entlehnt, entstanden 825/830).

Auch die heute als „altpolnisch“ bezeichnete Sprache war noch sehr mit deutschen Wurzeln erkennbar. Von der polnischen Sprache selbst schreibt der polnische Emigrant Czeslaw Milosz (Geschichte der polnischen Literatur, Köln 1981, S. 10/15, daß der älteste polnische Satz „eine Notiz“ sei, die sich im 13. Jahrhundert in das Inventarbuch eines Klosters verirrt und daß bis zur Renaissance Latein und Deutsch die polnischen Schriftsprachen waren.“

Der jüdische Khasare Hans Kohn verwendete (1956) den „Kunstabgriff Slawen“ für alle heidnischen, ostelbischen, ostsaalischen, germanischen und damit meist wandalischen (wie auch keltischen und illyrischen) Frühdeutschen und alle unter die von der „Glagolica/Kyrilla“ erfaßten Völkerschaften.

Wohlgemerkt: Der den Urkunden und der Geschichte widersprechende Begriff „Slawen“

kam erst nach *Schlözer*, *Herder* und *Brandtke* auf (Hans Kohn, „Die Slawen und der Westen“, Seite 7.)

Nachbetrachtung

Kopernikus (Copernicus), Begründer neuzeitlicher Himmelskunde, geb. 1473 in Thorn, gestorben 1543 in Frauenburg. Im Schloß Heilsberg arbeitete er seine neuen astronomischen Erkenntnisse aus. Kopernikus sprach und schrieb nur deutsch und lateinisch. *Veit Stoß*, 1450 bis 1533, arbeitete in Nürnberg und Krakau. Überlieferte Briefe an seine Mutter gibt es nur in deutscher Sprache.

Aus *Nikolaus Kopernikus*, der kein Wort polnisch sprach, machte Polen Mikolaj Kopernik, aus Veit Stoß wurde der Pole Wit Stowsz.

Soll (sogar unter Mithilfe der Heimatvertriebenen !?) nach einem erzwungenen völkerrechtswidrigen territorialen „Verzicht“ nun auch jahrhundertaltes deutsches Kulturschaffen verleugnet oder gar ausgelöscht werden?

Dies würde nicht ausschließen, daß die aus den deutschen Ostgebieten stammenden Dichter, Denker, Erfinder usw. (einschließlich Gerhart Hauptmann und Andreas Gryphius usw.) dereinst auch als „Große Polen“ vorgeführt werden. Letztlich ließe sich dann auch glaubhaft machen, daß die deutschen Ortsnamen ebenfalls „slawisch-polnischen Ursprungs“ sind“

„Nur Gerechtigkeit schafft Frieden!“ Wahlspruch des *Papstes Pius XIII.*

Die jüngste Periode der Eisenzeit, die sogenannte La-Tène-Zeit, leitet bereits hinüber zur ältesten geschichtlichen Periode der schlesischen Geschichte. Den Römern verdanken wir die ersten geschichtlichen Nachrichten über Schlesien. Gräber- und Münzfunde, Waffen, Tongefäße, Geräte und Schmuck verschiedener Art ergaben den Nachweis über die Vergangenheit der schlesischen Urbevölkerung und zwar der suevischen Lugier, der Lyger. Zu ihnen gehörten wohl auch die von Ptolemäus aufgeführten Silinger, von deren Stammbezeichnung sicher der Name Schlesien abgeleitet ist.

Kommentare

Sie sind nicht berechtigt, Kommentare hinzuzufügen.

[Anmelden](#) | [Aktuelle Site-Aktivitäten](#) | [Missbrauch melden](#) | [Seite drucken](#) | Powered by [Google Sites](#)

Die »Alte Gilde«, die heute den Namen »St. Johannis-Toten- und Schützengilde von 1192« führt, hat ihren Sitz in einer Stadt, die auf eine mehr als 1000jährige Vergangenheit zurückblickt. Die sehr wechselvolle Geschichte dieser Stadt soll hier in einem Abschnitt aus dem Mittelalter behandelt werden.

In den Aufzeichnungen des ehemaligen Rektors Franz Böttger ist nachzulesen, daß vor dem Eindringen der Wenden im Gebiet der Stadt Oldenburg schon eine Ansiedlung bestand. Ein germanischer Stamm war es, der hier wohnte und den »Wall«, jedenfalls in seiner ersten Anlage, schuf. Leider ist aus jener Zeit, die vor dem Jahre 600 unserer Zeitrechnung liegt, ein Name nicht überliefert.

Was aus jener Zeit aufbewahrt ist, finden wir in den nordischen Sagas. In der Kuytlinger Saga heißt das heutige Oldenburg »Bramnes« oder »Brunes«. Das ist aber auch die einzige Nachricht, die uns aus der vorwendischen Zeit etwas über den Namen unserer Stadt sagt.

Mit Beginn des 7. Jahrhunderts drangen in unsere Landschaft die Wenden ein. Auf den Stamm der Wagrier geht der Name der Halbinsel Wagrien zurück. Die alte germanische Siedlung Bramnes oder Brunnes nannten sie die »alte Burg«, in ihrer Sprache »Stargard«.

In alten Urkunden finden wir den Namen »Stargard« nicht. Er tritt uns nur in der Literatur entgegen. »Der Hauptort der Wagrier und Sitz ihrer Herrscher war Stargard, in den alten Chroniken als civitas optimatissima, valde nobilis (höchst ansehnliche und weitberühmte Stadt), zugleich als maritima (Seestadt) bezeichnet, was die An-

nahme begründet, daß Stargard (vor Lübeck) der Haupt-handelsplatz für den Norden gewesen ist.«

Stargard gehörte also zu den großen Siedlungsorten des Nordens und trieb Handel mit Birka in Schweden und Sigtuna am Mälarsee, das 1189 von estnischen und karelischen Seeräubern zerstört wurde und als Handelsplatz die Stelle des späteren Stockholm einnahm, ferner mit Wisby auf Gotland, dessen Glanzzeit allerdings erst im 12. Jahrhundert begann, mit Sliaswik, mit Rerec bei Wismar, das 1043 zerstört wurde, mit Rethra, das 956 unterging und stand mit einer Reihe weiterer Seehäfen in Handelsverbindungen.

Die Frage, wie lange der Name Stargard gebraucht worden ist, und wann zum ersten Male der Name »Aldinburg« in Erscheinung trat, beantwortet uns einer der ältesten zeitgenössischen Schriftsteller jener Zeit, Adam von Bremen (1075), mit der Feststellung: »Das sechste Bistum Slavoniens ist Aldinburg. Dieses ordnete, weil es uns näher gelegen ist, der Kaiser Otto I. dem Hamburger Erzbischof unter, und als ersten Bischof daselbst ordinierte unser Erzbischof den Evraccus oder Egward, den wir auf lateinisch Evagrius nennen.«

Diese Zuordnung Oldenburgs zu Hamburg ist wohl 971 geschehen. Damals — also nach Adam von Bremen (1075) — hat man unsere Stadt Aldinburg genannt. Adam von Bremen schreibt über die Bedeutung der Stadt:

»Aldinburg, eine große Stadt derjenigen Slaven, die Wagrier genannt werden, liegt an dem Meere, welches das baltische oder barbarische heißt, eine Tagesreise weit von Hamburg.«

Dieses erste wendische Bistum nahm im Jahre 1066 im großen, von Blusso geführten Aufstand der Slaven gegen das Christentum sein Ende. Sämtliche Kirchen und Klöster wurden zerstört. Das Christentum war auf wendischem Boden vernichtet. Es war ein durch nichts zu beugender Entschluß der Wagerwenden, daß sie lieber sterben als Christen werden wollten. Aldinburg hatte aufgehört, christliche Bischofsstadt zu sein. Das war die erste große Veränderung, die das Jahr 1066 in unserer Stadt bewirkt hatte.

Nachdem Blussos Aufstand so grauenhaft geglückt war, trat für unsere Stadt der Name »Stargard« wieder auf. »Aldinburg« war die christliche Bezeichnung. Das christliche Bistum war aber vernichtet, als Adam von Bremen um 1075 über das wendische Bistum Aldinburg schrieb. Die Stadt führte damals unter den Wenden jedenfalls wieder den Namen Stargard. Die christliche Bezeichnung mag wohl weiterhin Aldinburg gewesen sein.

Die Erweiterung des wagrish-obotritischen Reiches unter König Cruto von der Elbe bis zur Schlei brachte es mit sich, daß dieser seinen Residenzort nach Bucu, einer Burg auf dem Hügel zwischen der Wakenitz und Trave verlegte, wo jetzt Lübeck liegt. Damit verlor unsere Stadt auch die Hauptresidenz der wendischen Fürsten.

Unter der Regierung Crutos waren die Einwohner Nordalbingiens länger als drei Jahrzehnte fortwährend der Plünderung und Mißhandlung durch umherstreifende wendische Raubscharen ausgesetzt. Zweimal in einem Jahr (1072) wurde Hamburg eingeschert. Hunderte von Sachsen wurden gefangen hinweggeführt. Um der Wut der Verfolgung zu entgehen, verließen an die 600 holsteinische Familien das Land und ließen sich in den Bergen des Harzes nieder.

Diese bedauernswerte Fehlentwicklung des wendischen Volkes traf auch Stargard, nur daß von hier aus sich die gefürchteten Wirkungen hauptsächlich zur See bemerkbar machten. Der ehrliche Seehandel Stargards hörte auf. Man fand es bequemer, anderen seefahrenden Völkern ihre Erzeugnisse und Schätze zu rauben, als sie durch Tausch und Handel zu erwerben.

Crutos grausame Regierung hatte ihm unter den Edleeren des Volkes jedoch eine nicht unbedeutende Zahl heimlicher Gegner geschaffen. Der alte König wurde nach einem Gastmahl in Plön im Jahr 1105, als er das Zechgemach, vom Trinken berauscht, verließ, mit einer Streitaxt erschlagen.

Im Jahre 1142, als Heinrich der Löwe sich des sächsischen Herzogtums bemächtigt hatte, wurde Adolf II., Graf von Holstein, mit Wagrien belehnt. Mit bewunderungswürdigem Eifer nahm sich der Graf des entvölkerten und verödeten Wagriens an. Er forderte die Holsaten und Stormarner auf, das verlassene Land einzunehmen. Da diese aber für eine ausreichende Besetzung Wagriens selbst zu volksarm waren, sandte der Graf Boten nach Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland, um Kolonisten heranzuziehen in das »sehr gute, geräumige, fruchtbare, Fisch und Fleisch im Überfluß darbietende und mit den vorteilhaftesten Weiden gesegnete Land.«

Die Slaven wurden auf das Aldinburger und Lütjenburger Gebiet zurück- und an der Küste zusammengedrängt.

Mit Hilfe der neu eingewanderten Kolonisten erbaute Adolf II. an dem schon erwähnten Ort Bucu die Stadt ^Tbeke (Lübeck) und schloß, um diesen Besitz zu sichern, Freundschaft mit dem Obotritenfürsten Niclot. Als dieser jedoch von einem Kreuzheer bedroht wurde und Adolf II. ihm die verlangte Hilfe verweigerte, fiel er in Wagrien ein und verheerte es.

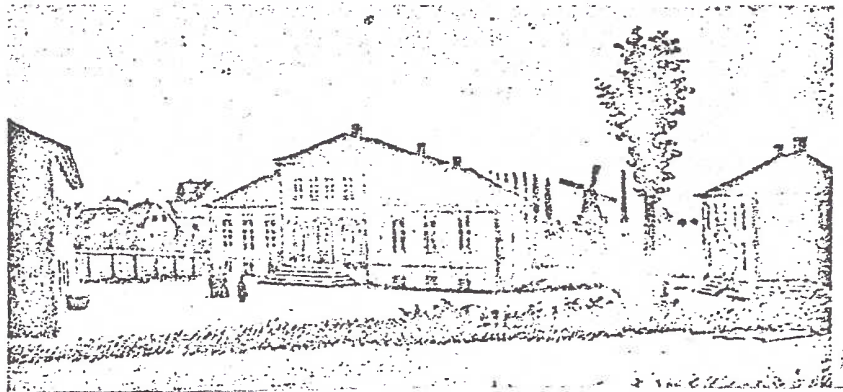
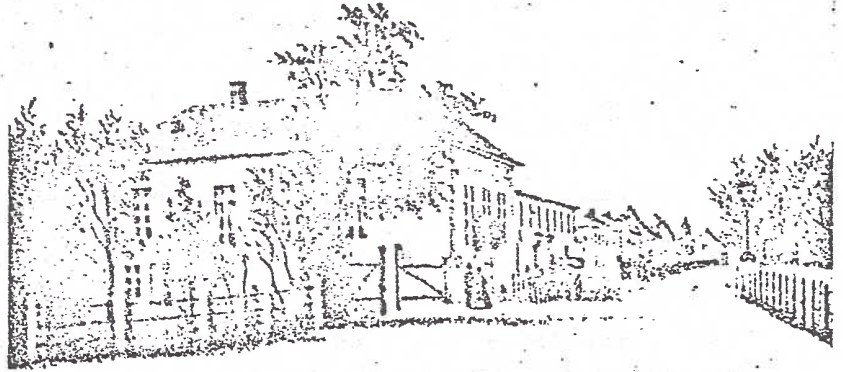
In dieser Zeit, es war das Jahr 1149, beschloß Erzbischof Hartwig von Bremen-Hamburg, um nicht ganz ohne Suffraganbischöfe zu sein, die vor Zeiten eingegangenen Bistümer des Slavenlandes wiederherzustellen. Er weihte zu Horseveld den hochbejahrten Vicelin zum Bischof von Aldinburg. Vicelin besoldete Holzhauer und ließ eine kleine Holzkirche neben dem städtischen Wall erbauen, wo alles Volk am Sonntag zum Markt zusammenzukommen pflegte. Ein Jahr später war Aldinburg infolge eines Däneneinfalls ein Trümmerhaufen.

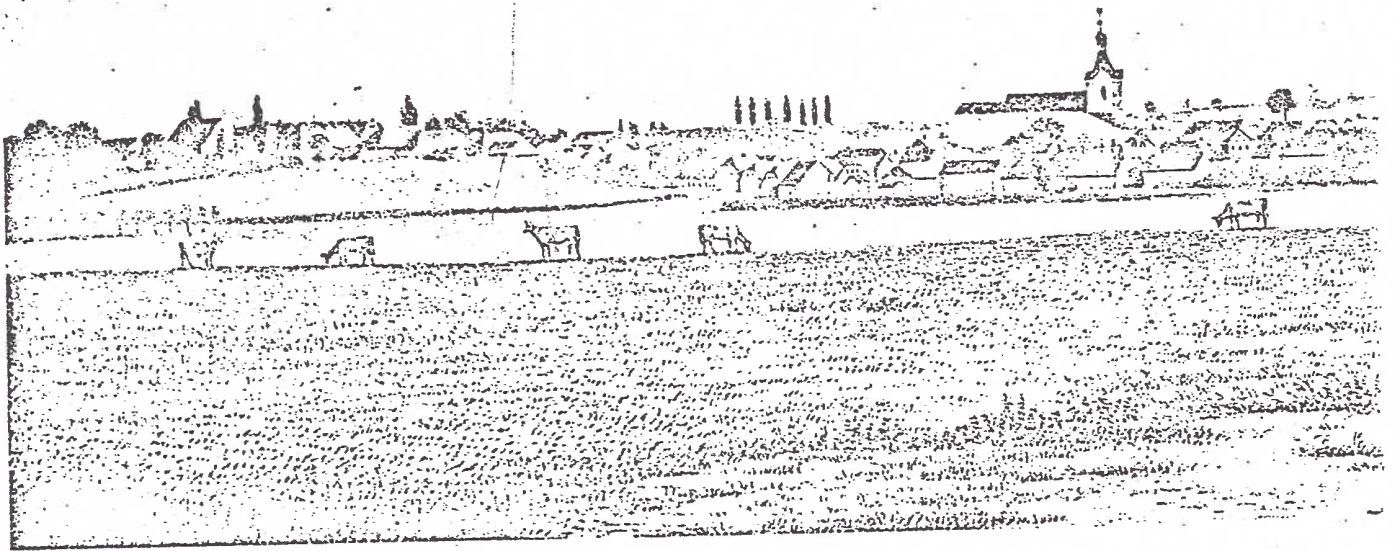


Oldenburger Stiche um 1860

Der dänische Königsprinz Suen hatte sich mit Graf Adolf II. verfeindet, fiel mit seinem Heer in Wagrien ein, zündete Aldinburg an und verwüstete die Küstenlandschaft. Er ging darauf aus, Graf Adolf II. aus dem Land zu vertreiben und seine Grafschaft Dänemark einzuverleiben. Die Zerstörung Aldinburgs war der erste Schritt zur Ausführung dieses Planes.

Über die Wagerwenden herrschte damals Pribislav. Sein Vertreter und Stadthauptmann für Aldinburg war Rochel. Doch hatten weder Pribislav noch Rochel ihren Wohnsitz in Aldinburg. Aldinburg war ja zerstört.





Oldenburger Stiche um 1860

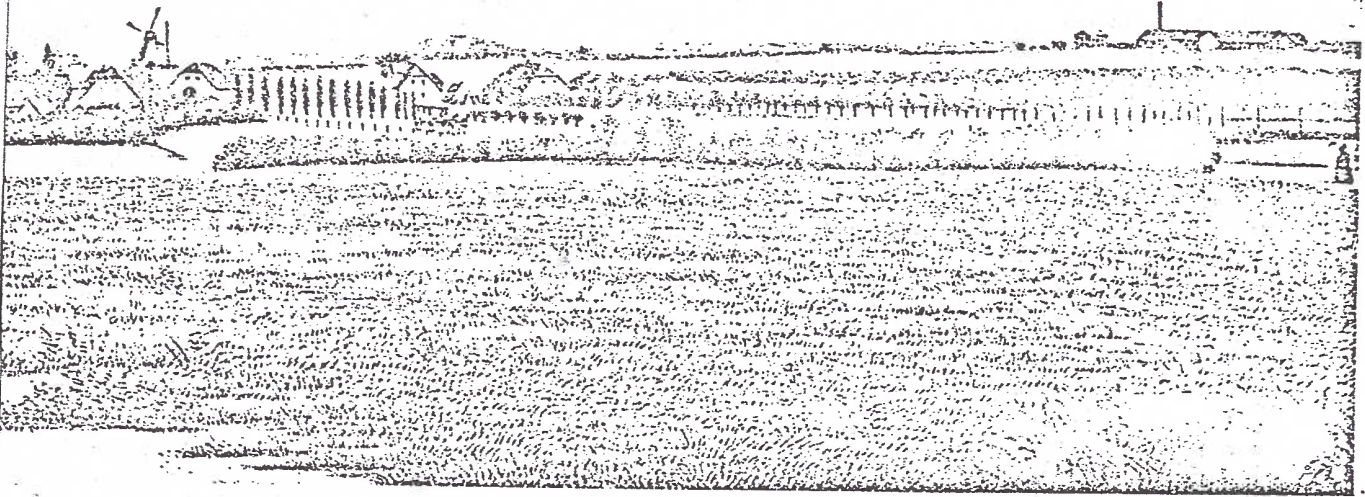
Als im Jahre 1156 der Chronikschreiber Helmold mit dem Bischof Gerold nach Aldinburg kam, lag die Burg verödet da, und die Stadt bot einen unsagbar traurigen Anblick. Die Mauern waren niedergerissen, die Einwohner verschwunden, die Häuser nichts als Trümmerhaufen. Das einzige Gebäude, das noch unversehrt stand, war die kleine Holzkapelle unter dem Wall, die Vicelin errichtet hatte.

Gerold ließ im Namen Heinrichs des Löwen die dem Wendengott Prove geweihten heiligen Eichenhaine niederlegen und erklärte sämtliche unchristlichen Gebräuche für aufgehoben. Burg und Stadt waren noch verödet. Da

erwirkte Gerold vom Grafen Adolf II. die Erlaubnis, in Aldinburg eine sächsische Ansiedlung anzulegen. In Wirklichkeit aber waren es vornehmlich Holländer, die sich jetzt in Aldinburg und Umgegend ansiedelten.

Die Ansiedler erhielten ihr Land zum vollen Eigentum, zahlten aber von jeder Hufe eine Abgabe, den sogenannten Holländerschatz. Sie waren nicht den gewöhnlichen Gerichten unterworfen, sondern hatten eigene Gerichtsbarkeit, das sogenannte Hollische Recht, das sich bis an das Ende des Mittelalters erhielt.

Zu dieser Zeit begann Gerold in Aldinbrug eine sehr ansehnliche Kirche zu bauen, die mit Büchern, Gemälden



und sonstigen gottesdienstlichen Gegenständen reichlich versehen ward. Diese Kirche ist neben der Segeberger die einzige nordalbingische Kirche aus dem 12. Jahrhundert, die aus gebrannten Steinen gebaut wurde.

Da aus späteren Jahrhunderten von keiner wesentlichen Kirchenzerstörung in Aldinburg berichtet wird, darf mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Umfassungsmauern der jetzigen St. Johannis-Kirche teilweise noch die sind, welche Gerold im Jahre 1157 errichten ließ. Die Kirche wurde dem heiligen Johannes dem Täufer gewidmet. Bei der Einweihung waren auch Graf Adolf und seine fromme Gemahlin Mechthilde zugegen.

Kurz vor Gerolds Tod erfolgte auf seine Bitte durch den Herzog die Verlegung des Bischofssitzes von Aldinburg nach Lubeke, weil diese Stadt volkreicher, mehr befestigt und überhaupt in jeder Beziehung gelegener war.

Am 13. August 1163 starb Gerold. Sein Leichnam wurde nach Lubeke gebracht und dort von der Geistlichkeit und der Bürgerschaft in der von ihm gegründeten Domkirche ehrenvoll beigesetzt.

Damit war, wie zuvor das wagrische Volkstum, nun auch das Aldinburger Bistum zu Grabe getragen. An die Stelle der wagrigen Fürsten- und Bischofsstadt Stargard-Aldinburg tritt jetzt die holsteinische Kleinstadt Oldenburg.

Die Neubesiedlung Oldenburgs vollzog sich nach dem Jahre 1150 nur äußerst langsam. Zwar hatte Oldenburg noch immer seinen schönen Hafen, aber der fürstliche Glanz und der bischöfliche Pomp waren von unserer Stadt gewichen. Sie war Mittelpunkt staats- und kirchenpolitischer Kriegs- und Kreuzzüge gewesen.

Die Aussicht in eine hoffnungsreiche Zukunft anderer Art lag noch in dem erhalten gebliebenen Hafen begründet. Die Möglichkeit jedenfalls war nicht ausgeschlossen, daß Oldenburg im Laufe der Jahre sich wieder zu einer Seehandelsstadt von hervorragender Bedeutung entwickeln würde.

Die schicksalhaften geschichtlichen Ereignisse wiesen der Stadt jedoch einen anderen Weg.

Im Jahre 1170 war Dänemark mit Holstein in Krieg geraten. Christoph, der uneheliche Sohn König Waldemars des Großen von Dänemark, besiegte die verbliebene wagrische Flotte vernichtend und fiel, mit einem für die damaligen Verhältnisse außergewöhnlich starken Heer von 1000 Gewappneten, in Wagrien und Oldenburg ein und legte die neuerbauten Kolonistenwohnungen in Schutt und Asche. Die Einwohner der Stadt hatten sich mit ihren dürftigen Habseligkeiten in die Kirche geflüchtet. Da dem Kriegsvolk der Angriff auf Kirchen von ihrem Oberbefehlshaber untersagt war, blieb in der Tat nicht viel mehr zu zerstören als der Hafen.

Dieser Aufgabe unterzogen sich die Dänen dann auch mit nachhaltigem Erfolg. Als ihre Kriegsschiffe von der Küste wieder in See gingen, hinterließen sie eine in Rauch und Trümmer liegende Stadt und einen verwüsteten Hafen.

Gänzlich eingegangen sein soll der Hafen jedoch erst im 18. Jahrhundert, zum Teil durch die Einwirkung der Naturgewalten, die zu einer immer umfangreicheren Versandung führten, zum Teil durch das Unvermögen der Oldenburger, die durch den Drang der ausnehmend schweren Zeit so verarmt waren, daß sie der Versandung nicht durch Schutzbauten entgegenwirken konnten, aber auch die hohen Unterhaltungskosten eines Hafens nicht mehr zu tragen vermochten.

Die Zerstörung Oldenburgs und seines Hafens durch Christoph war kein Seeräuberunternehmen, sondern ein Teil des Eroberungsplanes des Dänenkönigs mit dem Ziel, Besitz und Herrschaft des ganzen Wendenlandes zu erlangen.

Im Jahre 1171 wurde Oldenburg bereits dem dänischen Reich einverleibt. Das gleiche Schicksal teilte im Laufe des nachfolgenden halben Jahrhunderts das Land der Wagrier, Polaben, Holsten und Stormarner, die ebenfalls von Knud VI. von Dänemark nach Vertreibung des Grafen Adolf III. zu Dänemark geschlagen wurden.

Nach dem Sturz Heinrich des Löwen und der Zerstückelung der sächsischen Herrschaft konnte nichts geschehen, um den Eroberungen der Dänen Einhalt zu gebieten. Wie aber dies gewaltsame dänische Vordringen innerhalb der eroberten Länder selbst aufgefaßt wurde, zeigte sich in dem Entstehen der Kalandsbrüderschaften, die damals in verschiedenen Orten gegründet wurden. In Oldenburg, dessen Bevölkerung demnach jetzt ziemlich rasch zugenommen haben muß, soll schon im Jahre 1190 die Kalandsbrüderschaft des heiligen Antonius und Laurentius bestanden haben und später die »Brüderschaft der heiligen Katharina«, auf die die Oldenburger »St. Johannis-Toten- und Schützengilde von 1192« ihre Entstehung zurückführt.

Es mag sein, daß diese Brüderschaften keinerlei Liebe zu deutschem Reich und Wesen zusammenführte. Aber sie waren geeignet, den Haß gegen die dänischen Eroberer wachzuhalten und dem deutschen Element einen Stütz- und Vereinigungspunkt auch in der schweren Zeit zu geben, die mit dem Jahre 1214 anbrach.

In diesem Jahr ließ sich Kaiser Friedrich II. bewegen, in einer zu Metz ausgestellten Urkunde »alle zum Römischen Reich gehörigen Gebiete jenseits der Elde und Elbe und was im Wendenlande der Dänenkönig erobert hatte, seinem Reich zu überlassen und einzuverleiben.« So war in aller Form ganz Nordalbingien und fast die ganze Südküste der Ostsee dem König der Dänen untertan und Oldenburg nicht nur tatsächlich, sondern mit Brief und

· Siegel eine dänische Stadt geworden. Waldemar II. nannte sich »König der Dänen und Wenden und Herr von Nordalbingien«.

Dieser Zustand dauerte jedoch nur 13 Jahre. Im Dezember 1224 war Adolf von Schauenburg, der Sohn des vertriebenen Grafen Adolf II., mit Jubel in Itzehoe als angestammter Landesherr begrüßt worden und hatte die beiden folgenden Jahre für den Abschluß von Bündnissen mit deutschen Fürsten so vortrefflich genutzt, daß er in gutem Vertrauen endlich 1227 den Entscheidungskampf darüber wagen konnte, ob die deutschen Lande im Norden der Elbe weiterhin unter dänischer oder unter deutscher Herrschaft stehen sollten. Auf der hohen Ebene bei Bornhöved kam es am 22. Juli 1227 zur Schlacht zwischen der vereinigten deutschen Kriegsmacht und dem Dänenheer Waldemars. Die Dänen wurden zurückgedrängt und besiegt. Die dänische Übermacht war gebrochen, der Alleinherrschaft Waldemars auf der Ostsee ein Ende bereitet. Nordalbingien und die Südküste der Ostsee waren wieder deutsch. Auch Oldenburg wurde wieder eine deutsche Stadt.

Die Folge der Schlacht bei Bornhöved war ein mächtiger Aufschwung in den von der dänischen Herrschaft befreiten Gebieten. Wenn je ein günstiger Zeitpunkt gekommen war, um unsere Stadt zur Wiedergewinnung vergangener Größe auf den Plan zu rufen, so war es dieser. In den verflossenen Jahrzehnten hatten aber die Stadt und ihre Bürger soviel erliden müssen und waren so erschöpft, daß es an der Kraft fehlte, die gegebene Situation zu nützen und die alte Bedeutung, jedenfalls im Ostseeraum, wiederzugewinnen. So trat von jetzt an Lübeck an die Stelle, die einst Oldenburg mit hohen Ehren eingenommen hatte.

Acht Jahre nach dem Siege bei Bornhöved, im Jahre 1235, hatten sich die Zustände im Stadtgebiet bereits sichtlich gebessert. Aus den Trümmerhaufen war wieder eine neue Stadt entstanden, die von einer neuerbauten Burg gekrönt war. Ob diese neuerbaute Burg auch je die Befreier der Stadt vom dänischen Joch beherbergte, wird

zwar nicht ausdrücklich berichtet, es ist aber fast selbstverständlich, denn wozu wäre sonst die Burg erbaut worden. Jedenfalls machte sich Adolf IV. um die weitere Entwicklung unserer Stadt hoch verdient, als er sie in diesem Jahr 1235 ebenso wie »den Kyl und Plöne von der Holsten Recht befreite« und ihr wie jenen »Lübsches Recht« vergönnte, »darum das die Städtlein von wegen der Freiheit und der Märkte möchten erbauet und befestigt werden«.

Das »Lübsche Recht« war eine Sammlung von Gewohnheiten und Rechtsvorschriften, welche sich in Lübeck im Laufe der Zeit herausgebildet hatten und gegen Ende des 12. Jahrhunderts aufgezeichnet worden waren. Die erheblichen Vorteile, die einem städtischen Gemeinwesen aus der Annahme dieses Rechts gegenüber den Landgemeinden erwachsen, machten das Lübsche Recht zu einem Gegenstand heißer Wünsche für sämtliche holsteinischen und andere benachbarte Städte und Städtchen. Oldenburg pries sich glücklich, unter den ersten zu sein, denen die Vergünstigungen des Lübschen Rechts zuteil wurden.

Der städtische Rat, dem ein gräflicher Vogt zur Seite stand, ging aus der Mitte der Bürgerschaft hervor und hatte die städtische Verwaltung sowie den größten Teil der Gerichtsbarkeit selbständig zu besorgen. Er sandte außerdem einen Abgeordneten zu den vom Grafen berufenen Landtagen, die bei Bornhöved abgehalten wurden und sich aus Vertretern der Geistlichkeit, der Ritterschaft sowie der Städte zusammensetzten, denen das Lübsche Recht verliehen war.

Oldenburg hatte also auf Grund des Lübschen Rechts eine weitgehende Selbstverwaltung, übte selbständige Gerichtsbarkeit aus und besaß eine mitentscheidende Stimme bei der Beratung aller Angelegenheiten, die das ganze Land betrafen. Dies war für unsere Stadt deshalb von besonderer Bedeutung, weil die früher üblichen Gauversammlungen (Godingen), die für Wagrien auf dem Megedeberg bei Plön stattfanden und an denen jeder Freie teilnehmen durfte, von den gräflichen Landtagen immer mehr verdrängt wurden. Damit wurden die Bewohner des fla-

nen Landes und der kleinen städtischen Gemeinwesen, denen nicht das Lübsche Recht verbrieft war, von der Beratung der allgemeinen Landesangelegenheiten ausgeschlossen.

Es war deshalb nicht verwunderlich, daß der städtische Rat bei jedem Regierungswechsel es als seine erste Pflicht betrachtete, sich die Beibehaltung des Lübschen Rechts und der damit für die Stadt verbundenen Privilegien von der neuen Regierung bestätigen zu lassen.

Nach Hollensteiner soll der Oldenburger Codex des Lübschen Rechts im Landesarchiv in Schleswig als Eigentum der Stadt Oldenburg aufbewahrt sein: Ein Pergamentband, der 25 Seiten umfaßt, eine Schrift, wie sie im 14. Jahrhundert gebräuchlich war, mit roten Überschriften und Anfangsbuchstaben der einzelnen Paragraphen und teilweise sehr hübschen Verzierungen.

Die erste Bestätigung des Lübschen Rechts wurde der Stadt Oldenburg im Jahre 1260 vom Grafen Johann I. gegeben. Die zweite Bestätigung, die wir kennen, datiert vom 17. März 1392 und ist vom Grafen Claus und Herzog Gerhard erteilt. Diese Urkunde wird in fast allen folgenden Bestätigungsbriefen ausdrücklich erwähnt. Der zuletzt genannte Bestätigungsbrief trägt das Datum vom 19. August 1778 und wurde von König Christian VII. ausgefertigt.

Im Jahre 1784 erstand der Lübecker Dompropst und Konsistorialpräsident Dreyer auf einer in Hannover abgehaltenen Bücherauktion den vorerwähnten Originalbrief vom 17. März 1392, sowie die von Pastor Wilhelm aufgezeichneten Kirchennachrichten, die sich auch — jedoch unvollständig — in der Kopenhagener Bibliothek befinden und trat beides an die Stadt Oldenburg gegen Erstattung der dafür ausgelegten 25 Mark und 12 Schilling ab.

Das Jahr 1370 brachte der Stadt wieder ein großes Unglück. In der Nacht zum 29. August drang der Schreckensruf »Feuer! Feuer!« durch die Stadt. Um 1 Uhr in der Nacht war ein Brand im Rathaus bemerkt worden. Eine Viertelstunde später brannten bereits viele Häuser.

Nach einer Stunde standen zwei Drittel der Stadt in Flammen. Es herrschte ein starker Ostwind. An ein Löschen war nicht zu denken. Die verängstigten Menschen mußten mit Schauern ansehen, wie bald hier, bald dort ein ganzes Strohdach gleich einer prasselnden Feuergarb sich hoch in die Luft erhob und als Feuerregen auf die übrigen Dächer herniedersprühte, die damit ebenso ein Opfer der Flammen wurden. Der Himmel über der Stadt schien ein einziges Feuer- und Glutmeer zu sein.

Am Morgen des 29. August 1370 war die Stadt Oldenburg, soweit sie sich vom Rathaus gen Westen erstreckte ein glühender und rauchender Trümmerhaufen, unter den Glück, Vermögen und Hoffnungen rettungslos begraben lagen und um den eine herzerschütternde Schär von weinenden, verzweifelnden und verarmten Menschen stand.

Im »roten Buch« hat später der Bürgermeister Otte von der Ocker darüber ausführlich berichtet.

Der ehemalige Hauptpastor Hollensteiner beschreibt 1882 das »rote Buch der Stadt Oldenburg« wie folgt: »Das rote Buch ist eine der interessantesten Merkwürdigkeiten Oldenburgs, die aus vergangenen Tagen auf uns gekommen. Es wird gegenwärtig als Eigentum der Stadt Oldenburg im Königlichen Staatsarchiv zu Schleswig aufbewahrt und trägt auf der Innenseite des roten Lederbandes den Titel: Rode Bocken (Rotes Buch)« Liber Civitatis Oldenburg senior (das ältere Buch der Stadt Oldenburg). Es ist durch die beiden Bürgermeister Otte von der Ocker und Hinrik Honreygher im Jahre 1370 nach dem großen Brand neu angelegt und enthält 70 Pergamentblätter. Die Sprache des Buches ist die altnieder- oder plattdeutsche, und die Schriftzeichen sind so eigentümliche, daß selbst gebildete und gelehrte Männer ihnen beim ersten Anblick ratlos gegenüberstehen, wie der Laie einer hebräischen Bibel, und daß es auch einem Schriftkundigen erst nach langen, mühevollen Vergleichen gelingt, sich das Alphabet herauszubuchstabieren. Ich habe das ganze Buch wenigstens fünfmal durchgearbeitet, bis ich imstande war, die sämtlichen rätselhaften Schriftzüge zu entziffern.«



Gildeumzug in der Burgtorstraße

Das rote Buch der Stadt Oldenburg wurde während des zweiten Weltkrieges zusammen mit anderen wertvollen Schriften ausgelagert, um eine Vernichtung durch Kriegseinwirkung zu verhüten. Nach Mitteilung des Landesarchivs ist das rote Buch jedoch bedauerlicherweise während der Auslagerung abhanden gekommen und trotz aller Nachforschungen bisher nicht wieder in den Besitz des Landesarchivs gelangt.

Als Unterlagen für diese Aufzeichnungen dienten: die »Chronikbilder aus der Vergangenheit Oldenburgs in Holstein« von K. Hollensteiner, Hauptpastor in Oldenburg in Holstein, im Selbstverlag gedruckt 1882, und die »Beiträge zur Geschichte der Stadt Oldenburg i. H.«, Bd. I, von Rektor a. D. Franz Böttger vom 14. Juli 1957.